

C. 7-6. Elemente der aktuellen Philosophie

Standort:

7. Kurse von 1993 bis 1996

7.1. Elemente der Ontologie, 1993-1994, (EO1-EO27, 309 S.)

7.2. Harmologie 1993-1994 (HA1-HA33, 109 S.)

7.3. Elemente der Religionsphilosophie 1994-1995, (ER1-ER440, 514 S.)

7.4. Elemente der philosophischen Rhetorik, 1994-1995, (WR1-WR31, 37 S.)

7.5. Elemente der Kulturphilosophie, 1994-1995 (COF1-CF75, 212 S.)

7.6. Elemente der zeitgenössischen Philosophie, 1995-1996 (HF1-HF7, 77 S.)

Hinweis: Dieser Kurs wurde im Vergleich zum Originaltext mit größerem Zeilenabstand formatiert. Daher entsprechen die Verweise in der älteren Version nicht der aktuellen Seitenzählung in Word. Aus diesem Grund wird die ursprüngliche Seitenzählung jeweils mit den Buchstaben „EHF“ angezeigt. Diese stehen in Niederländisch für „Elementen van huidige filosofie“, Elemente der zeitgenössischen Philosophie, und leiten sich von der alten Seitenzahl ab.

Einleitung: Im ersten Studienjahr wurde die Ontologie, also das Sein, behandelt. Im zweiten Jahr stand Religion im Mittelpunkt. Es wurde festgestellt, dass die zeitgenössische Religion eine starke Säkularisierung erfährt. Dies trifft nicht auf die New-Age-Bewegung zu, in der religiöse Kräfte, auch wenn sie nicht immer biblisch orientiert sind, stark betont werden. Das dritte Studienjahr befasst sich mit aktuellen philosophischen Strömungen, darunter Idealismus, Lebensphilosophie, Phänomenologie, Existenzialismus, Neue Metaphysik, Sprachphilosophie, Neomarxismus und Strukturalismus. In einem späteren Kurs (8.12) wird der neuere Kognitivismus behandelt.

C. 7-6. Elemente der aktuellen Philosophie

Inhalt: Klicken Sie auf den Text, den Sie lesen möchten.

C. 7-6. Elemente der aktuellen Philosophie	1
Einleitung (01/14)	2
Hier folgen 7 Beispiele (15/77)	18
1. Ontologie. (15/20)	18
2. Ontologie als Metaphysik (21/26).	25
3. Ontologie als Ordnungstheorie (Harmologie) (27/35)	32
4. Ontologie als Hermeneutik (Interpretationstheorie) (36/42)	44
5. Ontologie als Logik (Denktheorie) (43/49).	52

6. Ontologie als „Offensichtlichkeit“ (Wahrheit) (50/61)	61
7. Moderne (62/77)	76

EHF1

Einleitung (01/14)

Das erste Jahr diente der Einführung in die Ontologie, das Fundament aller Philosophie. Denn die Ontologie hat das Sein, genauer gesagt das Sein selbst, zum Gegenstand oder Thema, also alles, was etwas ist – alles, was real ist. Und zwar insofern, als es etwas oder real ist. Sein als Sein – gemäß der alten Formel des Aristoteles von Stagira (384/322 v. Chr.; des großen Metaphysikers der Antike).

Im zweiten Jahr wurde bereits die Frage nach dem Wesen der Religion behandelt, insbesondere im Hinblick auf jene Religion, die nicht säkularisiert oder weltlich geprägt wurde – die wahre Religion. Schließlich erlebt diese in unserem 20. Jahrhundert vor allem in Form der sogenannten „New Age“-Bewegung eine Renaissance: Insofern ist sie ein integraler Bestandteil unserer Zeit. Im Verlauf dieses dritten Jahres wird sie jedoch kaum als zeitgenössische Denkrichtung diskutiert werden, da man davon ausgeht, dass sie bekannt ist.

Das dritte Studienjahr konzentriert sich auf aktuelle philosophische Strömungen. Diese werden in einem strengen ontologischen Rahmen verortet. Das bedeutet, die Strömungen nicht einfach – anhand ihrer Hauptaussagen – zu beschreiben, sondern sie an dem zu messen, was die antike Ontologie, die Lehre vom Sein, als absoluten intellektuellen Rahmen bietet.

Wir beginnen jedoch mit einigen Überblicken, die uns durch das Gewirr der aktuellen Denkschulen führen. Erst dann betrachten wir deren Relevanz für die Realität.

Bücher! Bücher! Bücher!

Was also ist ein rein philosophisches Buch? Ein Roman kann insofern ein philosophischer Roman sein, als er eine philosophische These veranschaulicht. Auch ein Film kann philosophisch sein, da jemand mit philosophischer Bildung die darin enthaltene These oder Aussage viel besser versteht.

Wenn man nun weiß, dass allein in Frankreich im Jahr 1990 mehr als 38.000 Bücher veröffentlicht wurden, dann erkennt man, dass wir in diesem

Einführungskurs eine Wahl treffen müssen – und zwar eine auf Stichproben basierende Wahl –, nämlich die „Induktion“.

Deshalb sei hier kurz die Revue 20 Ans (Paris), Nr. 72 (1992): August, 92/95 erwähnt. Ein britischer Couturier, Ces années-là, versucht, den französischen Zwanzigjährigen die Haupttrends der 1950er/1990er Jahre zu verdeutlichen.

EHF2

Wir schauen uns an, wie;

1950+: Die Haupttendenz in sozialer Hinsicht ist die Reform der Gesellschaft durch Planung („reformisme planificateur“); die Sinnlosigkeit („l’absurde“) der Existenz – des bloßen Daseins – wird von Jean-Paul Sartre (1905/1980; führende Figur des französischen atheistischen Existenzialismus) thematisiert;

Ab 1960: Der Haupttrend ist die Protestbewegung; Louis Althusser (1918/1990; Marxist, der eine Art Strukturalismus in den Neomarxismus einführt) ragt in diesen Jahren heraus; -- unterdessen verlagert sich der Schwerpunkt von der reinen (existenzialistischen) Philosophie hin zur Soziologie.

Ab 1970: Die vorherrschende Tendenz wird „la subversion“ (Subversion); Roland Barthes (1915–1980; eine Schlüsselfigur des literarischen Strukturalismus) tritt in den Vordergrund, insbesondere in Frankreich, und verkörpert den Wandel von der Soziologie zur Linguistik. – Gesellschaftlich gesehen, insbesondere ab 1902, gerät alles Sozialistische (vor allem in seinen kommunistischen Formen) in eine tiefe Krise.

Ab 1980 wird „Wettbewerbsfähigkeit“ zum Haupttrend. Sie ist die Parole des aufkommenden Liberalismus; Jean Baudrillard (1928/2007) untersucht die Rolle der Zeichen, d. h. all das, was Menschen im späten 20. Jahrhundert in unserer Konsumgesellschaft in Bezug auf Botschaften austauschen; dies geschieht, während die Öffentlichkeitsarbeit (Marketing) die Rolle der Linguistik übernimmt.

Man könnte diese Skizze endlos diskutieren: Frankreich ist nicht das einzige Land, und Skizzen sind immer zu vereinfachend. Dennoch bietet diese Skizze eine erste Annäherung. Dies gilt umso mehr, als die Tatsache, dass „20

Ans“, ein Magazin für junge Erwachsene, so etwas veröffentlicht, darauf hindeutet, dass diese Denkweise auch junge Menschen anspricht.

Pater Dufay bemerkt in seinem Artikel „*La mode philo*“ in *Le Point* (13.05.1991), S. 45, dass französische Studenten plötzlich die exakten Wissenschaften und den Gauchismus (neue oder extreme Linke) aufgeben, um Descartes, Hegel, Heidegger und andere zu studieren.

Sehr zum Erstaunen von Philosophieprofessoren sind es oft reine Akademiker, die sich mit einer vermeintlich „nutzlosen Philosophie“ auseinandersetzen wollen, und sei es nur, um die Grundlagen ihres eigenen Fachgebiets zu hinterfragen. Auch an Wirtschaftshochschulen gibt es Studierende, die Philosophie, insbesondere Ethik, für wertvoll halten: Die „Wirtschaftsethik“ („Ist ein Unternehmen eine Gewinnmaschine oder existiert auch eine unternehmerische Moral?“) ist der Hauptgrund für ihre philosophischen Betrachtungen.

EHF3

Übrigens: Auch in der Philosophie hat die New-Age-Bewegung Einzug gehalten: Dass etliche Studierende für ihre Abschlussarbeiten Themen wie den Buddhismus wählen, deutet darauf hin! „Buddhismus ist in Unternehmen und in den Kreisen führender Wissenschaftler sehr angesagt“ (so Dufay). – Damit wären einige Überblicke abgeschlossen.

Sechs Haupttendenzen.

Mit *I. M. Bochenski, O. P., Geschiedenis der hedendaagse Europese wijsbegeerte*, DDB, 1952–52, das wir als Grundlage dieses Kurses betrachten, lassen sich – mit erheblichen Vorbehalten (wie der Autor selbst ausführt, oc, 47ff.) – sechs Doktrinschulen unterscheiden. Sie sind zwischen dem Ersten Weltkrieg (1914–1918) und dem Zweiten Weltkrieg (1939–1945) erkennbar.

1.-- *Empirismus* oder die Philosophie der Materie (Materialismus), dass die ist eine Fortsetzung des vorwiegend traditionellen Empirismus (besser: des empiristischen Rationalismus);

2.-- *Idealismus* oder die Philosophie der Idee, eine Fortsetzung des traditionellen modernen Idealismus (insbesondere in der Tradition von Kant und Hegel)

3. – die *Philosophie des Lebens* ;

4.-- die *Philosophie des Wesens* (Phänomenologie);

Beide Tendenzen brechen mit den Hauptströmungen des 19. Jahrhunderts;

5. – die *Philosophie der „Existenz“* (Existenzialismus) und

6.-- *die neue Metaphysik* , beides Tendenzen, die typisch für das zwanzigste Jahrhundert sind.

Beachten Sie sofort etwas: Unter dem Titel „Philosophie der Materie“ fasst Bochenski B. Russell, den Neopositivismus und den Marxismus zusammen – Strömungen, die untereinander starke Unterschiede aufweisen.

Unter dem Titel „Lebensphilosophie“ fasst er Dewey und Kleges zusammen, die sich stark voneinander unterscheiden.

Die badische Schule des Idealismus vereint Idealismus *und* Lebensphilosophie (Historismus) *und* existentielle Phänomenologie (Scheler) zu einem eklektischen Ganzen. – Doktrinär gesehen geht es also um Trennung *und* Kombination.

Zwei bemerkenswerte Methoden.

Zur „Logistik“ oder mathematischen Logik gehören Platoniker (die Gründer waren in der Regel Platoniker), Aristoteliker, Nominalisten (die Antiplatoniker sind), Pragmatiker und sogar Kantianer.

EHF4

Logistik umfasst Prädikat- und Gruppenlogistik sowie Relationenlogistik; es handelt sich um die Anwendung der Semiotik oder Zeichentheorie (W. Morris) in der Tradition von Ch. Peirce.

Die Phänomenologie (Fr. Brentano; Edm. Husserl) legt weniger Wert auf Zeichen, mit denen man logistisch „rechnet“, sondern vielmehr auf Phänomene, d. h. alles, was sich dem Bewusstsein offenbart. Neben den strengen Phänomenologen umfasst diese Methode praktisch alle Existenzialisten und einen Teil der Seinsdenker oder Metaphysiker.

Nun ist es so, dass viele Philosophen keine dieser beiden Methoden anwenden, während andere beide gleichzeitig anwenden möchten.

Mit anderen Worten: entweder keines von beiden, entweder eines von beiden oder beide.

Traditionen. – Besonders hervorzuheben ist die sogenannte Intertextualität (die Tatsache, dass spätere Denker frühere paraphrasieren): Platon findet sich in Whitehead wieder, Aristoteles in Driesch, Hartmann und im Thomismus, Plotin in einigen Existenzialisten, Thomas von Aquin im Thomismus, die jüngere Scholastik in der Phänomenologie und im Neopositivismus, Leibniz in Russell. – Russell. – Hinzu kommt: antikes eristisches Gedankengut im Dekonstruktionismus (Derrida).

Notiz -- Analyse oder linguistische Analyse . – Die analytische Methode ist zu wichtig, um sie nicht kurz zu skizzieren. – Die analytische Philosophie lässt sich auf George Moore (1873–1958) zurückführen , bekannt für seinen aussagekräftigen Titel *Die Widerlegung des Idealismus * (1903).

Auf Grundlage einer „Analyse“ der Sprache – der Begriffe, Aussagen und Argumentationen – möchte Moore deren wahre Bedeutung aufdecken. Zuerst die Begriffe und die Urteile, dann den Wert der Argumentation! Auf diese Weise, so glaubt er, werde er die „Wahrheit“ in der Sprache entdecken.

Die „Analyse“ umfasst

1. Begriffe , die geklärt werden (z. B. der Begriff des „Guten“ in der Moral: ob „gut“ mit „angenehm“ übereinstimmt);

2. Urteile , die in ihre Bestandteile zerlegt werden. – Hinzu kommen Konzepte, die auf unterschiedliche Weise verwendet werden.

Moore verwendet eine einfache Sprache.

Russell versucht, eine möglichst exakte künstliche Sprache zu „konstruieren“ – basierend auf mathematischer Logik (Logistik) –, was eine zweite Art der Sprachanalyse darstellt.

EHF5

Im Übrigen gilt: Analytische Philosophien setzen – zumindest im Allgemeinen – Sprache nicht mit ihrem syntaktischen Element gleich: Sprache ist eine Repräsentation der Realität.

Deshalb unterscheidet sich die Sprachanalyse vom Strukturalismus, der semiologisch denkt und, de Saussure folgend, Sprache als ein in sich geschlossenes System wechselseitiger Beziehungen zwischen Phonemen (den Lauten der Sprache) begreift, wobei jeglicher Bezug zur Realität (Semantik und

Pragmatik) ausgeklammert wird. – Dies hindert den Strukturalismus jedoch nicht daran, in gewisser Weise als „Sprachanalyse“ bezeichnet zu werden.

Anmerkung – G. Frege (der die Grundlagen der Mathematik erforschte) führte ein Gegensatzpaar (systechi) ein: „Sinn/Bedeutung“. Im analytisch-angelsächsischen Sprachgebrauch: „Sinn“ und „Bedeutung“. Das Modell ist bekannt und zugleich genial: Die Begriffe „Morgenstern“ und „Abendstern“ umfassen zwei Wissens- und Denkinhalte (einen Himmelskörper, der morgens bzw. abends am Himmel erscheint). Das ist „der Sinn“ (der mit diesen Begriffen verbundene Begriff). – Sollte sich jedoch herausstellen, dass beide Begriffe tatsächlich auf denselben Planeten Venus verweisen, so ist klar, dass sie dieselbe „Bedeutung“ haben, die sich auf dieselbe Realität bezieht.

Anmerkung – Logisch betrachtet ist dies teilweise falsch. Warum? Weil der „Morgenstern“ auf die Venus verweist, soweit sie morgens sichtbar ist, und der „Abendstern“ auf dieselbe Venus, soweit sie abends sichtbar ist. Solange der Begriff „Venus“ nicht explizit erwähnt wird, ist er nicht als Bezugspunkt zu verstehen. Mit anderen Worten: Das Beispiel einer solchen Berühmtheit ist irreführend.

Es ist besser, mit dem begrifflichen Inhalt und Umfang zu beginnen. Man sollte linguistische Begriffe nicht mit logischen verwechseln: Derselbe logische Begriff kann mehrere grammatikalische Begriffe enthalten und umgekehrt. – Aber das kleine Beispiel führt uns ja tatsächlich zur linguistischen Analyse! – Soviel zu den Methoden.

*IM Bochenski, OP, *Wijsgerigemethoden in de moderne wetenschap* , Utrecht/Antwerpen, Aula, 1961 (// Die zeitgenössischen Denkmethoden *, Bern, 1947), diskutiert die wichtigsten Methoden viel ausführlicher.*

Die Arbeit unterscheidet: **a.** phänomenologische und semiotische Methoden, **b.** deduktive und reduktive Methoden.

EHF6

Zwanzig Jahre später.

Bochenskis Werk stammt aus dem Jahr 1952.

Werfen wir einen kurzen Blick auf C. Bertels/ E. Petersma (Hrsg.), **Philosophen des 20. Jahrhunderts**, Assen/ Amsterdam/ Brüssel, 1972. -- Die Struktur ist wie folgt.

1.-- Sprachphilosophie: Russell, Popper, Wittgenstein, Ayer, Ryle, Chomski, wobei man die analytische Philosophie zumindest bei Russell, Wittgenstein, Ayer und Ryle (mit materialistischer Tendenz) spürt.

2. Phänomenologie und Existenzphilosophie: Husserl, Heidegger, Sartre, Merleau-Ponty, Ricoeur. Die Existenzialisten wenden die phänomenologische Methode an (Husserl).

3.-- Neomarxismus (Sozialkritik): Bloch, Marcuse, Habermas (Frankfurter Schule), Kolakowski (mit der materialistischen Grundphilosophie).

4. Strukturalismus: Lévi-Strauss, Foucault (mit der Semiotik als grundlegender Philosophie (de Saussure)).

Nochmals: Solche Klassifizierungen sind mit Vorbehalten zu betrachten, bieten aber dennoch wertvolle Einblicke. – So merken die Herausgeber an, dass die Wissenschaftsphilosophie – bei Russell und Popper – nur beiläufig behandelt wird, während Breithwaite, Carnap, Hempel, Nagel und Suppes unberücksichtigt bleiben.

Weitere zwanzig Jahre später kommt es, --äh.

B. Delfgaauw/ Fr. van Peperstraten, **Beknopte geschiedenis van de wijsbegeerte (Van Thales tot Lyotard)*, Kampen, Kapellen, 1993, gibt Folgendes zum 20. Jahrhundert.

1.-- Analytische Philosophie.

Aufgrund des zunehmenden Einflusses der Vereinigten Staaten spricht man von „angelsächsischer Philosophie“.

Erwähnenswert ist übrigens: E. Oger/ F. Buekens (Hrsg.), **Thinking in All States * (Neun Profile zeitgenössischer amerikanischer Philosophen)*, Kapellen/Kampen, 1992. – Quine, Goodman, Davidson, Putnam – die sich vom Neopositivismus weiterentwickelten – Dennett, Rorty, Nagel, Kripke, – Rawls werden besprochen.

Übrigens: Rorty ist in der niederländischsprachigen Welt recht bekannt.

2. -- Subjektorientierte Philosophie.

Dazu gehört eine bunte Mischung: Geschichtsschreibung (Dilthey), Neukantianismus (Cohen/ Natorp (Marburger) und Windelband/ Rickert

(Badener)), Phänomenologie (Husserl, Scheler, Hartmann), Lebensphilosophie (Bergson, -- Spengler, Klages), Existenzialismus (Jaspers, Heidegger, Sartre, Merleau-Ponty), Hermeneutik (Gadamer, Ricoeur).

EHF7

3. – Gesellschaftskritik.

Marxismus und die Frankfurter Schule (Horkheimer, Marcuse, Adorno, Benjamin), Bloch, Fromm. – Die zweite Generation der Frankfurter Schule: Habermas, Apel (beide: Theorie des kommunikativen Handelns).

Politische Philosophie: Berlin, Arendt, Rawls, Nozick, Lefort. – Diese Strömung unterscheidet sich deutlich von den anderen drei, die stärker miteinander interagieren, schon allein deshalb, weil sie alle eine philosophische Sprache verwenden.

4. – Strukturalismus und differenzielles Denken

Strukturalismen: de Saussure, -- Jakobson (Moskau, Prag), Troubetzkoy, -- Lévi - Strauss, Barthes, Lacan, Althusser.

Der Poststrukturalismus (Postmodernismus, differenzielles Denken) entstand aus dem (vorwiegend französischen) Strukturalismus : Foucault, Levinas, Derrida (Dekonstruktionismus), Deleuze, Guattari, Baudrillard, Cixous, Irigaray, Kristeva, Lyotard.

Der Begriff der „Differenz“ ist sowohl für den Strukturalismus als auch für den Poststrukturalismus (der den Begriff radikalisiert) von zentraler Bedeutung.

Es ist klar, dass die Sprache eine zentrale Rolle spielt. Etwas, durch das der (Post-)Strukturalismus sowohl mit analytischen Sprachphilosophien als auch mit der Hermeneutik kommunizieren kann (siehe frühere Tendenzen).

Damit wären einige schematische Übersichten abgeschlossen.

Noch ein weiteres Werk: *Guy Sorman, Les vrais penseurs de notre temps*, Paris, Fayard, 1989.

Übrigens: Sorman ist auch der Autor von „*Sortir du socialisme*“ (Paris, 1990). Darin wird der Zusammenbruch der sozialistischen Systeme – Quelle der Inspiration und Vorbild für Gesellschaftskritik – als Vorbote von Nationalismen, charismatischen Persönlichkeiten (Populisten) und Diktaturen hervorgehoben, die die Demokratie gefährden. Das Werk gehört zur oben genannten politischen Philosophie.

So beschreibt Sorman die Tendenzen.

1. Kosmologie. – Carl Sagen, James Lovelock.
- 2.-- Chaologie (Komplexitätstheorie). --Ilya Prigogine, René Thom.
3. – Evolutionstheorie. – Stephen Gould, Edward O. Wilson, Motoo Kimura.
4. – Kulturkritik. – Claude Lévi-Strauss, Noam Chomsky, Zhao Fusan.
5. – Freies Denken. – Bruno Bettelheim, Thomas Szasz, Marvin Minsky.
6. Polemologie (Kriegswissenschaft). – Ernst Nolte, Edward Teller.
- 7.-- Kommunismus/Faschismus. Milovan Djilas, Youri Afanassiev, Kenji Nakagami.

EHF8

8. -- *Liberalismus/Libertarismus (Anarzismus)*.

Friedrich von Hayek. Murray Rothbard. -

9.--*Unterentwicklungstheorie*.

Octavio Paz, Ashis Nandy, MS Swaminatan.

10.-- *Religion*.

René Girard, Claude Tresmontant.

11. -- *Grundlagen* .

Karl Popper, Ernst Gombrich, Isaiah Berlin.

Sorman kannte die Denker persönlich und liefert eine kurze biografische Notiz. Man erkennt, dass er sich mit den Themen und nicht mit dem Methodenstreit und der Entstehung von Schulen auseinandersetzt. Auch die Wissenschaftsphilosophien und die politischen Philosophien werden wesentlich klarer erörtert.

Nächste Aufgabe. Theo de Boer et al., **Moderne französische Philosophen* *, Kampen/Kapellen, 1993. – Acht 1993. – Forscher der Freien Universität Amsterdam stellen acht Denker vor. – Woldring charakterisiert diese acht in seiner Einleitung als hermeneutische Denker. Das heißt: Sie nehmen einen Text als gegeben und interpretieren ihn (was Hermeneutik ist). Besonders hervorzuheben ist jedoch, dass sie auf eine entlarvende, dekonstruierende und eristische Weise interpretieren.

M. Foucault (1926/1984) entlarvt das allumfassende Machtdenken. J. Derrida (1930) dekonstruiert den Text als Anspruch auf absolute Wahrheit. Fr. Lyotard (1929) entlarvt das allumfassende historische Denken (die großen

Erzählungen). Julia Kristeva (1941) und L. Irigarey (1939) entlarven die allumfassenden „phallokratischen“ (männlichen) Ansprüche. J. Baudrillard (1929) entlarvt die westliche Zivilisation als eine Kultur der Simulation. E. Levinas (1905) entlarvt die allumfassende Philosophie des Selbst (Egologie). P. Ricoeur (1913) entlarvt vorsichtig die Tradition. – Diese Denkrichtung gewann allmählich an Einfluss – sogar in den USA (Derridaismus).

Themen. – Die französische Alternativrevue *Autrement* mit dem Titel „*A Quoi pensent les philosophes ?*“ gibt uns Folgendes.

1. Moderne.

Habermas (zweite Generation der Frankfurter Schule) und Derrida (Dekonstruktionismus bzw. Dekonstruktionsphilosophie) definieren „das Moderne“ als alles, was vormoderne Traditionen (vor allem westliche) demontiert. Derrida ist jedoch eindeutig postmodern.

2. Die Wissenschaften.

Die Prämissen (Grundlagenforschung) der logisch-mathematischen, physikalischen und chemischen, biologischen und humanwissenschaftlichen Disziplinen werden auf ihre Stichhaltigkeit hin überprüft; schließlich bilden sie das Fundament, auf dem alle wissenschaftliche Arbeit beruht.

EHF9

Nun ist es so, dass diese „Axiome“ (Postulate) die Sichtweise auf den Teil der Realität bestimmen, den eine Wissenschaft untersucht. – Das heißt, die Wissenschaftsphilosophie.

3.a.-- Moral (Bräuche).

Unsere Gesellschaften ringen mit Gewissensfragen: Worauf gründet sich Moral? (Auf ihren Voraussetzungen oder Axiomen?) Was ist mit Genmanipulation? Was ist mit Chemiewaffen? Was ist mit dem zunehmend permissiven Verhalten? Im Namen welcher Werte (= vorausgesetzten „Güter“) sollen wir unser Gewissen bilden?

Das ist philosophische Ethik oder Moralphilosophie.

3.b.-- Das Gesetz.

Recht ist Teil der Moral: Es regelt das Zusammenleben. In unseren Gesellschaften herrschen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit. Denken wir an die Ausgeschlossenen (jene, die keine Arbeit, keine Wohnung oder keine Heimat finden – Migranten). Denken wir an die Mafias, die ihre Mitmenschen

auf der Grundlage von Machtverhältnissen terrorisieren und dadurch Gesetzlosigkeit schaffen. Auf welcher Grundlage der Werte, die das Gemeinschaftsleben bestimmen, sollen wir Gesetze erlassen und ein Rechtssystem einführen?

Das ist also Rechtsphilosophie.

Soweit zu den Themen und Fragestellungen, wie *Autrement* sie zusammenzufassen versucht.

Die zwei „Kulturen“ (09/11)

Vor etwa dreißig Jahren hielt der Physiker *C. P. Snow* – ein entschiedener Gegner der literarisch-intellektuellen Avantgarde seiner Zeit (insbesondere der Existenzialisten) – 1959 in Cambridge einen Vortrag mit dem Titel „*Die zwei Kulturen und die wissenschaftliche Revolution*“. Der Text wurde veröffentlicht (in der Zeitschrift *Encounter*). 1963 erschien eine ausführliche Ergänzung.

Tot dat het beruchte boek verscheen: *Cp Snow, The Two Cultures and A Second Look*, Cambridge, Cambridge University Press, 1964. -- Het boek is nog steeds actueel, zoals terdege *P. Cortois, Snow en de "twee – culturendiscussie" (dertig jaar later)*, in: *De Uil van Minerva (Tijdschr. v. Geschiedenis en Wijsbegeerte van de Cultuur)* vl.11: 2 (Winter 1994/ 95, 121/132, uiteendoet.

Innerhalb der westlichen Welt – und darüber hinaus (wie wir hinzufügen möchten) – haben sich zwei Lebenssphären herausgebildet und ... auseinanderentwickelt.

EHF10

Snow sieht die Lebenswelt des Physikers – die er mit „Innovation“ gleichsetzt – und die des Literaturwissenschaftlers – die er mit Tradition verwechselt. Er selbst, als Physiker, ist ein „Wissenschaftler“, überzeugt vom wahrhaft wissenschaftlichen Niveau der Naturwissenschaften. Doch er bedauert, dass sich die Lebenswelt der Wissenschaftler zunehmend von der Welt der Geisteswissenschaften (und den damaligen Humanwissenschaften) entfernt. Daher strebt er eine neue Einheit dieser beiden Welten an. Denn wann sprach man einst von „Kunst und Kultur“ und von „Wissenschaft“ (und implizierte damit, dass Wissenschaft nicht „Kultur“ sei)?

Notiz -- V. Dascombes, **Philosophie analytique versus philosophie Continentale**, in: ** Critique ** (** Revue gén. des publ. Franç. et étrang **), 1987: März, 240/254, berührt indirekt unser Problem der „zwei Kulturen“.

In Frankreich protestieren die wenigen „analytischen“ Philosophen gegen den ihnen in Bildung und Publikationen zugewiesenen begrenzten Raum.

In den USA ist es das „Kontinentale“ in dem Sinne, dass – die amerikanischen Schriftsteller, die „kontinental“ denken – sich darüber beklagen, vom „analytischen“ Establishment an den Rand gedrängt zu werden. (...) Denn was die Angelsachsen unter „kontinentaler Philosophie“ verstehen, scheint im Wesentlichen Folgendes zu sein: die hermeneutische Denkweise, die primär deutsch geprägt ist, und der Poststrukturalismus, ein vager Begriff, der jüngeren französischen Ideen angeheftet wird.

Steller, ac, 249. – „Sind wir, wenn wir uns mit Philosophie beschäftigen, eher ‚Wissenschaftler‘ oder eher ‚Essayisten‘?“ Man muss mir zustimmen, dass die Unterscheidung zwischen „analytischen und kontinentalen Denkern“ heute nicht mehr so klar ist wie damals, als man noch sagen konnte: Analytische Philosophie: das sind „Moore und Russell“. Kontinentale Philosophie: siehe Hegel oder Dilthey.

Oder fünfzig Jahre später: „Analytische Philosophie: Das ist die Analyse der Alltagssprache. Kontinentale Philosophie: Das ist Phänomenologie. Heute jedoch ist diese Unterscheidung verschwommen.“ – Was zeigt, dass die Unterscheidung tatsächlich noch immer existiert.

Notiz -- J. Nida-Rümelin, Hrsg., *Philosophie der Gegenwart in Einzeldarstellungen von Adorno bis Wright*, Stuttgart, Kröner, 1991, spricht über mehr als hundert Philosophen (Biographie, Werke, Rezeption).

EHF11

In der Einleitung wird festgestellt, dass Husserl (Phänomenologie, „kontinentale Philosophie“) und Frege (analytische Methode) die treibenden Kräfte hinter den beiden Hauptströmungen der zeitgenössischen westlichen Philosophie sind, nämlich der phänomenologischen und der analytischen. Das beweist, dass „die zwei Kulturen“ noch immer existieren! – Soweit zu den zwei grundlegenden Strömungen.

Das Konzept der „Kultur“ (11/14)

Snow verwendet ein grundlegendes Konzept. Lassen Sie uns einen Moment innehalten, um es zu betrachten.

Biblische Quelle: *J. Goudsblon, Nihilismus und Kultur*, Amsterdam, 1960, 55/103 (Kultur). Über Zivilisation und Kultur wurde bereits sehr viel geschrieben. Wir beschränken uns auf diese Auswahl.

Steller geht von den lateinischen Begriffen „colere“ und „cultura“ aus, die „etwas ausarbeiten“ (zu etwas Besserem). *Cicero* (–105/–43 n. Chr.; Redner, Politiker und Schriftsteller), ein Verfechter dessen, was er „humanitas“ nannte, was mit „Kultur“ übersetzt werden kann (die den ungeformten Menschen zu einem geformten Menschen formt), sagt in seinen *Disputatigones tusculanae* 215,13: „So wie das beste Ackerland (Modell) keine Ernte bringt, wenn es nicht bestellt wird, so bleibt auch der Geist (Ursprung) ohne philosophische Schulung unfruchtbar.“

Im Übrigen : „Philosophische Bildung“ wird im weitesten Sinne von Allgemeinbildung verstanden. Die Doppelbedeutung des Begriffs „cultura“ – „Kultur“ – ist in den modernen Sprachen erhalten geblieben.

KI – Wir werden zunächst die westliche Definition betrachten. Genauer gesagt eine erste Variante, nämlich die „humanistische“ Definition (die engere).

Joh. Christus. Adelung, Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts, Leipzig, 1782. – „Der ganze, an die Sinne gebundene und unmittelbar animalische Zustand, d. h. der wahre, der (reinen) Natur innewohnende Sachverhalt, ist die Abwesenheit aller Kultur.“

Adelung legt Wert auf die Unterscheidung zwischen „Natur“ und „Kultur“. Die Natur ist der Ausgangspunkt der Kultur.

Ellte. -- Für Adelung ist „Kultur“ zwar ein Merkmal des gesamten Volkes, aber nur insofern, als die privilegierten Klassen ihr ihren Stempel aufdrücken.

Anders ausgedrückt: Adelung stellt eine kulturelle Avantgarde auf, ohne dabei „das gesamte Volk“ auszuschließen. Im Gegenteil.

A.II.-- Unsere westliche Definition kann auch weiter gefasst sein. Zu einem allgemeinen! E. *Friedrich Kolb, Kulturgeschichte der Menschheit*, Pforzheim, 1843.

EHF12

A. ordnet dem Begriff „Kultur“ neben intellektueller, ethischer und politischer Bildung, sozialen Institutionen und materiellem Wohlstand sowie physischer Entwicklung einen eigenen Bereich zu. – Dadurch erhalten wir ein erweitertes Kulturverständnis.

Gustav Klemm, Allgemeine Kulturwissenschaft, Leipzig, 1855–52; ders., *Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit*, Leipzig, 1843–41, 1855–52, nennt folgende Bereiche als Kultur: Familienleben, Religion, Wissenschaft, Kunst, Technik und auch Militärwissenschaft. Kultur ist das Ergebnis der Wechselwirkung zwischen Mensch und Natur und zugleich der Kommunikation zwischen den Menschen selbst.

Anders ausgedrückt: Alle Lebensbereiche sind kultivierbar und bilden zusammen die Kultur.

B.1.-- Die planetarische Definition wird von typischen Ethnologen (Kulturfolkloristen) offenbart.

Sir *Edw. B. Tylor* (1832–1917), der bekannte Ethnologe, erklärt in seinem Werk *„Primitive Culture“* (1871), dass „Kultur“ jenes komplexe Ganze sei, das Wissen/Fertigkeiten, Glauben, Kunst, Gesetzgebung, Sitte und alle anderen Fähigkeiten und Errungenschaften des Menschen als Mitglied der Gesellschaft umfasse.

B. II. – In ähnlicher Weise: *A. L. Kroeber/Clyde Kluckhohn, Kultur (Eine kritische Betrachtung von Konzepten und Definitionen)*. Cambridge (Mass.),

1952.-- Kultur besteht aus expliziten oder impliziten Beispielen, die dem Verhalten innewohnen und mittels Symbolen erworben und weitergegeben werden, welche das Kennzeichen menschlicher Gruppen darstellen.

Das bestimmende Merkmal einer Kultur besteht in einer im Laufe der Geschichte erworbenen Idee und insbesondere in den damit verbundenen Werten.

Anmerkung – Alle diese Definitionen implizieren, dass Philosophie als System von Ideen und Werten auch zur Kultur gehört.

C.-- Als Ausgangspunkt für eine Kulturphilosophie wird besonderer Wert auf die Handlungstheorie von *Ralph Linton* in seinem Werk ** The Study of Man**, New York, 1936, und auch auf ** The Cultural Background of Personality **, London, 1947 gelegt.

Für Linton ist Kultur dreifach: „Kultur“ ist die Bezeichnung für:

a . ein allgemeines menschliches Phänomen

- b** . seine Entwürfe in Gruppen,
- c** . die individuelle Verarbeitung derselben durch Mitglieder von Gruppen.

Das ergibt eine Spanne (Differential) „allgemein/ speziell/ singular“.

EHF13

D. – Ein letztes Merkmal, das uns in Erinnerung bleiben wird. – *Talcott Parsons/Hrsg. A. Shils, Toward a General Theory of Action, Cambridge (Mass.), 1951*, betrachtet „Handlung“ als Persönlichkeit/Gesellschaft/Kultur. Dies ermöglicht uns, die Rolle der Kultur innerhalb des Verhaltens zu verorten.

Zuvor hatte *Pitt. A. Sorokin* in seinem Werk „*Society, Culture and Personality (Their Structure and Dynamics)*“, New York, 1947, bereits das Individuum als Subjekt, das innerhalb der Gesellschaft agiert, die Gesellschaft als die Gesamtheit der interagierenden Individuen und die Kultur als ein System von Werten, Normen und Bedeutungszuschreibungen erörtert.

Die Psychologie umfasst die Soziologie und die Soziologie umfasst die Psychologie.

Beide beinhalten Einblick in und tiefgreifende Analyse der Kultur“ (*T. Parsons/Rob. Bales, Family, Socialization and Interaction Process* , Glencoe (111.), 1955. -- So dass wir eine dreifache Natur erlangen: Psychologie/Soziologie/Kulturwissenschaften.

Michail Bachtin (1895–1975), ein russischer Denker und Literaturwissenschaftler, vertrat eine ähnliche Struktur: Der Sprachgebrauch – das große Thema der zeitgenössischen Philosophie – ist der Dialog der angesprochenen Stimme. Vgl. *T. Todorov, *La conquête de l'Amérique* (* La question de l'autre *)*, Paris, Seuil, 1982.

Damit haben wir den Kulturbegriff in Kürze zusammengefasst. Er hilft uns, innerhalb von Philosophien verschiedene „Kulturen“ zu unterscheiden, wie Snow es damals vorschlug. Kulturen, die einander mitunter diametral entgegengesetzt sind. Kulturen, die ihren Ursprung auch in einem einzigen Kulturraum haben: Die USA beispielsweise gelten als Wiege des analytischen Denkens, während im alten Europa eher überanalytisches Denken entstand.

Anmerkung: Wer von „Kultur“ spricht, meint „Erziehung“: Die Lehrkraft kennt die Kultur, in der die jungen Menschen aufwachsen, als gegeben. Die

Aufgabe (das, was erforderlich ist) besteht darin, diese Kultur den jungen Menschen zu vermitteln.

Notiz-- Übrigens: Der Begriff „Paideiaia“, von den alten Griechen mit „Humanitas“ (Cicero) übersetzt, umfasste in der Antike, wie bereits erwähnt, philosophische Bildung. Es sei nochmals betont, dass der Begriff „Philosophie“ bei den alten Griechen sowohl weit (Herodot 1,30) als auch eng (Platon, der Spezialisten ausbilden wollte) verstanden wurde, wie C. De Vogel in „Greek Philosophy (A Collection of Texte), I (Thales to Plato), Leiden, Brill, 1950, S. 2“ ausführt. Bekanntlich verstand Sokrates, anders als Platon, den Begriff „Philosophie“ im weitesten Sinne – als Allgemeinbildung und nicht als spezialisiertes Studium.

EHF14

Anmerkung – „Nur Intellektuelle glauben, dass Intellektuelle die Welt besser verstehen als alle anderen.“ (Panajotis Kondylis (1943)).

Wie M. Terpstre in *Panajotis Kondylis * hervorragend erklärt: „Nur Intellektuelle glauben, dass Intellektuelle die Welt besser verstehen als andere“ in * De Uil van Minerva * (* Tijdschr. van Geschiedenis en Wijsbegeerte van de Cultuur *), Bd. 11:2 (Winter 1994/95, S. 99/120), ist der griechisch-deutsche Denker marxistischer Prägung ein Historiker der Begriffe – die er „Ideen“ nennt (in denen Platons Definition natürlich nicht zu finden ist) – von der Renaissance bis zur Gegenwart.

Kondylis fasst die „Ideologien“ der Moderne (die im Wesentlichen Tradition und Aufklärung im Kontext eines sozialen und ideologischen Kampfes darstellen) in drei Begriffen zusammen: Konservatismus, Liberalismus und Sozialismus. Damit haben wir ein Stück politischer Philosophie vor uns.

Kondylis ist der Ansicht, dass diese drei Strömungen ausgedient haben und wir in eine neue Ära eintreten. Insbesondere der Zusammenbruch des Kommunismus habe „wieder einmal“ (ac, 114) deutlich gemacht, dass unsere vertrauten politischen Konzepte überflüssig geworden seien.

Erst jetzt – nach dem Kalten Krieg – treten die tieferliegenden Triebkräfte, die die zukünftige globale Politik bestimmen werden, zutage. Sie haben sich im Laufe der turbulenten politischen Geschichte der letzten zwanzig Jahre (1975–1995) gleichsam zu einem gewaltigen Sprengstoff aufgestaut.

Wir müssen uns auf gewaltsame Konflikte vorbereiten, in denen nicht einmal der Krieg selbst, sondern vielmehr der anhaltende Zustand ungezügelter Gesetzlosigkeit die größte Gefahr darstellt. Insbesondere der tödliche Kampf um die gerechte Verteilung lebensnotwendiger Güter könnte sich global ausbreiten.

Intellektuelle Arbeit erscheint in einer solch dramatischen Überlebenssituation sinnlos. Dennoch wird es immer „Intellektuelle“ geben, die „ihre ideologischen Dienste für die gute Sache anbieten (!)“.

Intellektuelle haben schon immer nichts anderes getan, als unrealistische Gedankenkonstrukte zu erzeugen! In dem Glauben, es besser zu wissen als alle anderen!

EHF15

Hier sind 7 Beispiele (15/77)

1. Ontologie. (15/20)

Wir haben – mit Hilfe einiger Autoren – kurz versucht, einen ersten Überblick über das zu gewinnen, was man „zeitgenössische Philosophie“ nennen könnte. Auffällig ist die extreme Vielfalt, ja eine ganze Reihe von Widersprüchen – man denke etwa an den Gegensatz zwischen den neuen Seinsphilosophien und den rückläufigen Tendenzen! Im Gegensatz zu den spezialisierten Wissenschaften, die sich gewissermaßen zu eigenständigen Disziplinen entwickelt haben, ist die Philosophie zwar in mancher Hinsicht einheitlich, aber sie ist eine höchst polemische Tätigkeit: Jeder Denker versucht, den anderen zu übertrumpfen! – Daher wollen wir uns dem Kern der großen Tradition zuwenden.

Ontologie.

„On“ (Genitiv „ontos“) bedeutete im Altgriechischen „Sein“, also etwas Existierendes, etwas. – „Logos“ bedeutete damals „verantwortungsvoll erziehen“. – „Ontologie“ ist demnach „die verantwortungsvolle Erziehung all dessen, was existiert“. – Da „etwas“ dasselbe ist wie „Realität“ – in dem Sinne, dass, sobald es „etwas“ gibt, „Realität“ existiert, wie auch immer diese beschaffen sein mag –, kann man „Ontologie“ im Niederländischen mit „Studium der Wirklichkeit“ übersetzen.

Die Realitätstheorie, wie sie in der großen Tradition praktiziert wird, postuliert eine Unterscheidung zwischen „etwas/nichts“. – Diese weitet sich zu einem Fächer oder Differenzial aus: „etwas/relatives Nichts/totales oder absolutes Nichts“.

Wenn keine Wolken am Himmel sind, sagen wir: „Es gibt nichts bezüglich der Wolken.“ Das bedeutet nicht, dass überhaupt nichts da ist; es wird lediglich festgestellt, dass es nichts bezüglich der Wolken gibt. Das ist das relative Nichts.

Anders ausgedrückt: Es gibt nichts in begrenztem Maße. – Was „absolutes Nichts“ sein könnte, bleibt für alle Ewigkeit ein Rätsel. Warum? Weil dies der Tatsache entspricht, dass es „absolutes Nichts“ gibt! Sobald es aber jemals etwas gab, gibt oder geben wird, ist das absolute Nichts radikal und für immer ausgeschlossen.

Das obige Differential ist also wörtlich, aber nicht faktisch richtig: Der dritte Term auf der rechten Seite entspricht schließlich in der Realität völlig oder absolut nichts! Die Ontologie oszilliert daher stets zwischen „etwas – und relativem Nichts“.

Das Konzept der „Realität“ (des Seins oder von etwas) als transzendent.

Der Begriff „Transzendental“ (nicht zu verwechseln mit dem Kantischen oder Husserlschen „Transzendental“, das sich auf das denkende Subjekt bezieht) enthält den lateinischen Begriff „transcendens“, was so viel wie „übersteigend“ bedeutet.

EHF16

„Transzendental“ bedeutet, zumindest innerhalb der traditionellen Ontologie, „allumfassend“, denn es transzendiert alle möglichen Realitäten, die sich innerhalb der Gesamt- oder totalen Realität finden lassen.

So stoßen wir auf eine zweite Unterscheidung, „transzendental/kategorisch“, wobei „Kategorie“ nicht alles Sein bezeichnet, sondern alles, was innerhalb des Unbegreiflichen – des komplexen Seins – außerhalb dessen – etwas ist. – Somit ist „etwas“ allumfassend oder transzendent, aber „dieses Etwas hier und jetzt“ ist kategorisch.

Alles, was kategorisch ist, kann als Beispiel dienen – unendlich viele –, das aus der Gesamtheit der Wesen oder der gesamten Realität entnommen wird. „Sein“ (begrifflicher Gehalt).

Wir haben soeben den begrifflichen Rahmen des Begriffs „Realität“ oder „etwas“ dargelegt („Alles, was auch nur im Geringsten etwas ist, was nicht nichts ist“). – Doch was ist dann der kognitive und begriffliche Gehalt dieser sehr allgemeinen Begriffe?

a. Die Frage „Wie real ist etwas?“ wird beantwortet mit: „Dieses Etwas liegt hier vor uns.“ Anders gesagt: Es ist da! Es ist zugänglich, auffindbar. Dies wird, in Übereinstimmung mit Platons Erkenntnis, als „Existenz“ oder tatsächliches Sein bezeichnet.

b. Die Frage „Wie ist (das) etwas wirklich?“ wird beantwortet mit: „Das Etwas, das hier vor uns liegt, ist ein Buch! Was etwas ist, wird, wie schon die mittelalterlichen Denker sagten, ‚Essenz‘ oder Sein von etwas genannt.“

Zusammenfassend lässt sich sagen: Dass etwas existiert und was es ist, ist der Wissens- und Gedankeninhalt des Begriffs „etwas“ (Realität) oder „Sein“.

Man sieht, dass der Begriff „sein“ als Verb, zumindest in unserem Sprachgebrauch, eine doppelte Bedeutung hat: Er bedeutet, ob etwas existiert, und wenn ja, was es ist. – Nun, diese Frage kann man sich im Hinblick auf alles stellen!

Achtung : „Realität“ steht im Gegensatz zu Nichts. – Wir stehen bereits vor mehr als einem Unterschied (Etwas/Nichts; – transzendental/kategorisch; – Existenz/Essenz). – Kehren wir zu „Etwas/Nichts“ zurück: Eine literarische Fiktion – beispielsweise ein Science-Fiction-Roman –, ein Traum – beispielsweise ein Albtraum – etwas, das wird („aber – wie der Durchschnittsmensch sagt – ist noch nicht da“) – z. B. ein Beruf, der sich entwickelt: All diese „Dinge“ (ein anderes Wort für „Dinge“) sind Realitäten! Vielleicht nicht im alltäglichen Sprachgebrauch, aber sicherlich im ontologischen Sprachgebrauch: „Sein“ steht nicht im Gegensatz zu „Fiktion“, „Traum“ oder „Werden“, die Arten des Seins oder „Kategorien“ sind. Eine Fiktion, ein Traum, ein Werden ist etwas, ist nicht Nichts.

EHF17

Anders gesagt: Sie sind Realität! Ihre Existenz mag nicht außerhalb von uns liegen (Fiktion, Traum) oder Teil der bereits vollendeten Realität sein (in oder um uns herum), aber sie ist da. Als gegeben. Unmissverständlich vorhanden. Sie widersetzt sich uns, wenn wir hartnäckig so tun wollen, als

existiere sie nicht. Zumindest insofern, als wir ehrlich sind und bereit sind anzuerkennen, dass etwas existiert, wenn es existiert.

Die Gesetze des Seins.

Diese Ehrlichkeit zwingt uns zu den einzigen, aber allumfassenden Aussagen – Gesetzen (Urteilen, die immer und überall gelten) –, die die gesamte Wirklichkeit als Wirklichkeit betreffen. Der fundamentale Unterschied „etwas/nichts“ manifestiert sich darin in Form von Urteilen.

1.-- „Alles, was ist, ist.“ -- Wenn wir mit unserem ehrlichen Bewusstsein mit etwas konfrontiert werden, das in unser Selbstbewusstsein eingedrungen ist – z. B. die Tatsache, dass mir jemand ein Zeichen gibt –, kann ich nicht anders, als zu sagen: „Es ist da“ (als Beispiel oder Anwendungsmodell für alles, was ist, wie es gegeben ist).

2. – „Alles, was nicht so ist, ist nicht so.“ – Angesichts der Abwesenheit kann ich der Ehrlichkeit halber (Moral spielt dabei offensichtlich immer eine Rolle) nichts anderes sagen als: „Es ist nicht da“ oder „Es ist nicht so“.

Anmerkung: Um den radikalen Unterschied zwischen etwas und absolut nichts deutlich zu machen, besagt die traditionelle Ontologie, dass es ein „drittes“ Gesetz gibt: „Zwischen Sein oder Sosein und Nichtsein oder Nichtsein gibt es keinen Zwischenschritt.“

Anders ausgedrückt: Entweder ist etwas so oder es ist nicht so! Man könnte dies das Ur-Dilemma „entweder/oder“ (lateinisch: „aut“) nennen. Doch dieses „dritte“ Gesetz fügt den beiden vorhergehenden nichts hinzu!

All dies impliziert, dass die Unterscheidung zwischen „etwas und nichts“ unser Gewissen anspricht: Wenn wir ehrlich sind – und soweit wir es sind –, spricht uns alles, was auch nur entfernt real ist, tief in unserer Persönlichkeit an. Dieser Appell an uns (unser Gewissen) ist die Grundlage – im Grunde die einzige – all dessen, was „Moral“ ausmacht (verantwortungsvolles Verhalten, das die gegebene Realität berücksichtigt).

Man sagt: Die Ontologie „begründet“ die Moral.

EHF18

Die anderen Transzendentalien.

O. Willmann, *Abriss der Philosophie (Philosophische Propädeutik)*, Wien, Herder, 1959-5, 382/388 (*Die Transzendentalen*), gibt uns dazu eine Erklärung.

Mit dem Konzept des „Seins“ – wie wir eben gesehen haben – ist ein Anspruch auf unsere gewissenhafte Ehrlichkeit, die Grundlage der Moral, untrennbar verbunden.

Anders ausgedrückt: Ontologie und ontologisch begründete oder gerechtfertigte Moralphilosophie (Ethik) sind unterscheidbar, aber nicht voneinander getrennt. – Das bedeutet, dass „Sein“ mehr als bloße Existenz umfasst; es beinhaltet Wesen in dem Sinne, dass „Sein“ in irgendeiner Weise zu uns spricht. Dieses Sprechen zu uns und darüber hinaus das Erheben von Ansprüchen an uns weist folgende Merkmale auf.

1. Die Grundlage ist und bleibt – nach etwa Thomas von Aquin, dem großen scholastisch-mittelalterlichen Denker – das Paar „ens/aliquid“: „ens“ ist „etwas“ an sich, während „aliquid“ „etwas“ ist, insofern es sich vom Rest alles Existierenden unterscheidet.

Das eine („ens“) ist die „Substanz“ (die an sich existiert); das andere ist dieselbe Substanz oder Unabhängigkeit, insofern sie mit etwas anderem in Beziehung steht („aliquid“).

Übrigens : Die Unterscheidung zwischen „Substanz und Relation“ wurde bereits vor Aristoteles bei den Paläopythagoreern (mit ihren „Systechien“ oder „Paaren von Gegensätzen“) diskutiert und ist bei Aristoteles das Lebenselixier seiner Kategorienliste.

Mit anderen Worten: Etwas und etwas, das sich von den anderen unterscheidet, sind allumfassende Konzepte – gemeinsam .

2. Die vorplatonischen – pythagoreischen und eleatischen – Denker führten zwei Transzendentalien ein, nämlich „zu ihnen“ (lateinisch: unum), das Eine (Einzige) oder Kohärente, und „zu alèthes“ (lateinisch: verum), das Offensichtliche (üblicherweise übersetzt mit „das Wahre“, was aber irreführend ist), das heißt, alles, was sich offenbart („das, was aus seiner Verborgtheit hervortritt“).

Tatsächlich sprachen wir immer wieder von „Unterschieden“, von jenen Paaren, die, wie verschieden oder getrennt sie auch sein mögen, dennoch eins

sind; wir sprachen von dem, was erkennbar, auffindbar, unverkennbar da ist, resistent gegen unsere Unehrlichkeit: das ist das Offensichtliche. Oder das, was sich offenbart. Was ein „Phänomen“ ist („Erscheinung“, weil es erscheint).

Man kann nicht von „etwas“ oder „etwas, insofern es sich von etwas anderem (dem Rest) unterscheidet/abgetrennt ist“ sprechen, ohne dass sich dieses Etwas offensichtlich zeigt, gezeigt hat oder offensichtlich wird!

EHF19

Und bemerkenswerterweise tritt, sobald wir dem Scheinbaren auf diese Weise begegnen, die Dualität („Differenz“) „etwas/nichts“ oder auch „etwas/etwas, das vom Übrigen unterscheidbar/trennbar ist“ zutage: mit anderen Worten, wir sehen das Scheinbare in dem einen oder anderen Kontext. In seiner Einheit mit dem Übrigen.

Übrigens: Wie wir sehen werden, läuft diese „Einheit“ immer entweder auf Ähnlichkeit (Unterschied) oder Kohärenz (Lücke) hinaus.

Mit etwas sind Einheit in oder von diesem Etwas (mit etwas anderem) und Evidentialität stets impliziert. – Einheit und Evidentialität (die „Wahrheit“, wie man üblicherweise sagt) sind ebenso transzendente Konzepte.

3. – Platon fährt fort, indem er – wie schon in den vorangegangenen Transzendentalien – das Gute hinzufügt (dazu neige alles, was irgendwo Wert besitzt). Mit der für ihn charakteristischen Betonung des Seins, das nicht dem Anschein nach, sondern wahrhaftig real ist: „ontos on“, Sein im Sein!

Man kann also sagen, dass Platon den bereits erörterten umfassenden Begriffen sowohl das wahrhaft Reale als auch das Wertvolle (in seiner Terminologie „wahrhaft wertvoll“ oder gut) hinzugefügt hat.

In der Tat: Unsere ehrliche Antwort setzt Respekt als Ausgangspunkt voraus.

Das Gegenmodell der „Unehrlichkeit“ ist eindeutig: Wer das Offensichtliche in seiner Offensichtlichkeit nicht „achtet“, kann sich den Luxus leisten, unehrlich zu sein. Doch das ist dann, ontologisch – moralisch gesprochen – jemand, der seine „Ehre“ verliert – etwas, das sich in Ehrfurcht und Ehrlichkeit offenbart. „Ehre“ bedeutet hier „das Recht auf Anerkennung

als gewissenhafter Mensch, der in der realen Wirklichkeit und in realen Werten und Gütern verankert ist“.

Soviel zu den Transzendentalien. Sie sind – aus der Perspektive einer Lichtontologie betrachtet – wie ein kollektives Licht, das (unser Verhalten) erhellt.

Definieren.

„Definieren“ (einen Begriff bestimmen) bedeutet, auszusagen, was etwas ist und ob es existiert. Definieren ist eine vornehmlich ontologische Tätigkeit.

Nun gibt es zwei grundsätzlich unterschiedliche Definitionen. -- *Kap. Lahr, SJ, Cours de philosophie (Psychologie, Logique)*, Paris, 1933/27, 498/499 (*Définition de mots et définition de choses*), sagt hierzu Folgendes.

Übrigens: Das Subjekt ist das Unbekannte (Original); das Prädikat ist das Bekannte (Modell).

EHF20

Wenn wir sagen „Das absolute Nichts ist etwas, das nicht existiert“, dann ist „das absolute Nichts“ das ursprüngliche oder unbekannte Etwas (im Sinne einer undefinierten Entität), auf das nur ein einziges Modell zutrifft, nämlich „das ist nichts und in der Tat absolut nichts“. Dies setzt voraus, dass die Aussage zumindest vage bekannt ist (Modell).

Wenn wir sagen „Was ist, ist“, handelt es sich nicht um eine bedeutungslose Tautologie, wie manche Denker, die nur oberflächlich mit Ontologie vertraut waren, einst zu behaupten wagten (wir sagen „wagten“, denn widersprächen auch sie: „Was ist, ist!“), sondern um die Ergänzung des einzig passenden Modells um das Subjekt oder das Ursprüngliche. Spricht man vom (offensichtlichen) Sein, kann man der Ehrlichkeit halber nur ein Modell verwenden, um es korrekt zu definieren: „Sein!“. Andernfalls respektiert man seine wahre Identität nicht (daher der Name „Identitätsprinzip“ oder „Identitätsaxiom“).

1.-- Wörtliche oder nominelle Definition .

Wenn man sich bei der Definition eines Begriffs lediglich auf das bestehende Sprachsystem stützt (das teilweise in Wörterbüchern in seiner lexikographischen Form zugänglich ist) und somit Begriffe aus diesem

Sprachsystem extrahiert, die zum Thema passen (und als Modellbegriffe für das Thema dienen können), dann definiert man nominal oder wörtlich.

2.-- Geschäftliche oder realistische Definition .

Mit den Worten allein hat man sicherlich einen Ausgangspunkt (für diejenigen, die die Begriffe der Definition bereits kennen). Es gibt aber noch eine andere Art der Definition oder Darstellung von Wesen und Faktizität.

Nehmen wir zum Beispiel Papier. Um es zu definieren, kann man eine endliche Anzahl von Begriffen aus dem sprachlichen System heranziehen: „etwas, das üblicherweise weiß, dünn, leicht und dergleichen ist.“ Man kann es aber auch anders machen.

„Papier“ war – zumindest vor einigen Jahren – eine Art Leinen, das pulverisiert, zu einer Paste verarbeitet und anschließend in einem Chlorbad gebleicht wurde.

Auch das ist eine Definition, eine Darstellung dessen, was „Papier“ (war), mit einer endlichen Anzahl von Begriffen.

Hier wird jedoch die industrielle Produktionsmethode angeführt, die wiederum mit Begriffen aus dem Sprachsystem dargestellt wird. Das erste Modell ist die industrielle Produktion. Das zugehörige sprachliche Modell ist die Menge der Begriffe, die den industriellen Prozess beschreiben, der Papier „existieren“ lässt (Existenz).

EHF21

2. Ontologie als Metaphysik (21/26).

„Metaphysik“ ist oft ein anderer Name für Ontologie. -- Dennoch gibt es eine unterschiedliche Verwendung der Terminologie. -- *IM Bochenskl, DP, Geschiedenis der hedendaagse Europese wijsbegeerte* , DDB, 1952-2, 218, erklärt hierzu Folgendes.

Nach gegenwärtig vorherrschender Auffassung besteht der Unterschied zwischen Metaphysik und Ontologie darin, dass die Ontologie das Sein und die Existenz – man denke an Wesen und Existenz – im Allgemeinen (transzendental) untersucht, während die Metaphysik darauf abzielt, eine Erklärung der gesamten Realität im nicht-transzendentalen Sinne zu liefern.

Bochenski drückt dies erfolglos aus, indem er behauptet, die Metaphysik fälle Existenzurteile (was die Ontologie dann nicht täte) und umfasse somit eine Erkenntnistheorie (Gnosis, die sich zur Erkenntnistheorie weiterentwickelte), und die Metaphysik befasse sich nicht bloß mit Einzelproblemen, sondern scheine – zumindest prinzipiell – eine Erklärung für die Gesamtheit allen Seins zu erreichen. – Wir werden dies nun ganz klar darlegen.

1. Die kategorische Leere des Begriffs des „Seins“.

Indem man behauptet, etwas sei „real“ (Sein, Sein, Etwas), behauptet man natürlich „nicht nichts“, aber diese Behauptung ist so vage, dass man praktisch nichts damit anfangen kann: Sie ist lediglich ein Ausgangspunkt. Nicht mehr.

O. Willmann, Abriss der Philosophie, Wien, 1959-2,453, zitiert in diesem Punkt Aristoteles selbst (Peri, hermeneias 3, in fine).

„Man gelangt zu keiner Definition – sêmeion –, die das Wesen einer Sache erfassen würde, indem man sie als Sein bezeichnet. Auch: Wenn man ‚Sein‘, ‚un‘ (von etwas) sagt, dann ist dies ein leerer Begriff („pilon“), denn er sagt nichts aus. ‚Un‘, ‚Sein‘, erlangt nur im Zusammenhang mit etwas anderem Bedeutung. Ohne dieses Andere gibt es keinen Gedanken.“

Anmerkung: Ausgedrückt in den Begriffen „transzendental“ und „kategorisch“: Das Sein ist ein Modell für alle Subjekte ohne Unterscheidung. Dass ein Subjekt von einem anderen unterscheidbar wird (= kategorische Dinge), liegt in der Hinzufügung eines anderen als eines allumfassenden Begriffs.

Zum Beispiel: „Ein Mädchen ist etwas.“ Natürlich! Alles, was kein Mädchen ist, ist auch etwas! Die Unterscheidungskraft des Begriffs „Mädchen“ rührt also nicht von dem minderwertigen Begriff „etwas“ her! Zum Beispiel: „Ein Mädchen ist etwas Menschliches, Weibliches, das noch jung genug ist, um als erwachsene Frau bezeichnet zu werden.“ Dank dieser Merkmale lässt sich „Mädchen“ von allem anderen, was existiert, unterscheiden!

EHF22

Was bedeutet das? Zu glauben, die Ontologie sei ein Allheilmittel für „allwissende Erkenntnisse“, ohne zuvor relevante Beispiele herangezogen zu

haben, ist ein Irrtum – und zwar kein geringer! Ontologie ist kein Allheilmittel! Etwas, das so mancher Metaphysiker im Zuge seiner systematischen Darstellungen, die den Namen „Metaphysik“ tragen, vergessen hat. Etwas als „etwas“ zu bezeichnen, ist ein Lemma, eine Präemption. Es setzt voraus, dass alles, was diskutiert werden soll, irgendwo „etwas“ (die „Realität“) offenbaren (sichtbar machen) wird.

„Alles Gold.“

O. Willmann, oc, 366, sagt Folgendes.

(1) J. Locke (1632/1704), der Begründer der englischen Aufklärung, sagte – als Nominalist –, dass ein Goldschmied viel besser wisse, was Gold sei, als ein Metaphysiker. Anders ausgedrückt: dass die Spekulationen (Vermutungen) über das Wesen des Goldes haltlos seien.

Der Grund ist klar: Ein Goldschmied arbeitet mit echtem Gold! Er verarbeitet es beispielsweise zu Schmuck. Er kann dessen Reinheit (Karatzahl) bestimmen. So gelangt er anhand von Mustern zu einer Geschäftsdefinition.

(2) O. Willmann, ein platonisierender Ontologe und Metaphysiker, beantwortet dies wie folgt: – Willmann – als Realist (begrifflicher Realist) – sagt: Die Behauptung, Gold beispielsweise besitze sowohl Wesen als auch Existenz, bedeutet, dass eine Reihe von Eigenschaften, die beispielsweise ein Goldschmied dem betreffenden Metall aufgrund seiner Erfahrung zuschreiben kann, nicht zufällig zusammengekommen sind, sondern ein „totum physicum“ bilden, wie die mittelalterlichen Metaphysiker sagten. In der heutigen Sprache ausgedrückt: Das Wesen des Elements „Gold“ besteht aus einer Reihe von Eigenschaften, die zusammen ein System (ein kohärentes Ganzes) bilden. Diese weisen „Einheit“ auf (einen der ontologisch-transzendentalen Begriffe).

Willmann fügt als Wirtschaftsontologe jedoch sofort hinzu: die Erforschung des Goldes, die vor allem durch Stichproben (Induktion) unterstützt wird, ist das Wesen“ (plus die Existenz) des Goldes „ein X, eine qualitas occultat“ (ein x (unbekannt), eine obskure Eigenschaft).

Mit anderen Worten: Ein Ontologe schweigt über Gold, bis der Goldexperte dem Begriff der „Essenz“ – die etwas Leeres ist – psilon (sagte Aristoteles) – die durch positive Forschung (definitiv = durch Beobachtungen gestützt) ermittelten Eigenschaften hinzufügt, ausgedrückt mit den korrekten Begriffen des sprachlichen Systems.

2.-- Die gleiche kategorische Leere in anderen Begriffen.

Betrachten wir nun „seltsame Dinge“: Viele Wissenschaftler, denen wahre ontologische Erkenntnis fehlt, verspotten „das Wesen“ (der Metaphysik). Doch hören Sie nicht auf ihre Worte, sondern beobachten Sie ihre Taten. W. Fuchs , **Denken mit Computern**, Den Haag , o. Jg. (*Knauers Buch der denkenden Maschinen*), Friesischer Okt., 237/238.

Fuchs, oc, 234v., schreibt: Der Techniker und insbesondere der Physiker stehen oft vor dem Problem eines „Kastens“ (Schaltschranks) – sei er natürlichen oder künstlichen Ursprungs –, der sich nicht einfach auseinandernehmen lässt, um sein Inneres zu untersuchen. Das ist die gegebene Tatsache. Nun stellt sich die Frage.

Aus Gründen der Effizienz wird das Gegebene als „Black Box“ bezeichnet, da es seine „Struktur“ (ein anderes Wort für „Essenz“ – die ebenso leer ist!) vorläufig verbirgt.

Der Begriff „Struktur“ – heutzutage ein inflationär gebrauchtes Wort für Fremde – bedeutet lediglich, dass die Merkmale innerhalb der Box nicht zufällig zusammengefunden haben, sondern eine „Einheit“ (Kohäsion, System) bilden, wobei der Begriff „Struktur“ den Begriff „Einheit“ ersetzt. Nicht mehr und nicht weniger.

Die verhaltensbezogene Beschreibungsmethode dient dazu, die Black Box offenzulegen. Ein (elektrischer) Reiz wird angelegt – Input –, um zu sehen, wie die geschlossene Box darauf reagiert (Output).

Auf diese Weise erfährt man, ohne das innere Selbst zu kennen, direkt, ob in ihm Ordnung herrscht und wie diese Ordnung strukturiert ist (Existenz/Essenz).

Fuchs fährt fort : „Die ‚Black-Box-Methode‘ hat ihren Ursprung in der Elektrotechnik. Doch die exakten Wissenschaften haben diese Methode schon immer angewendet.“ Er verweist auf sein Werk „Moderne Physik“, in dem er experimentelle Forschungen zu Atomen und Atomkernen erörtert.

Fuchs betont den mathematischen Aspekt der Black-Box-Methode. – Schließlich entwirft die aktuelle Mathematik „Schemata“ – schematische

Operationen – und „Regeln“, die Strukturen repräsentieren – wieder einmal das Allheilmittel.

EHF24

Aus semiotischer (zeichentheoretischer) Sicht stellt die mathematische Realität – denn mathematische Entitäten sind auch nicht nichts – ein System von Relationen dar, die Zeichen miteinander verbinden. Das ist also die mathematische Syntax.

Semantisch.

Die Semantik ist jener Teil der Peircianischen Semiotik, der sich mit den Beziehungen zwischen syntaktischen Zeichen und der Realität oder anderen nicht-mathematischen Realitäten befasst. Erst dann erhalten die abstrakten Zeichen und Operationen eine (semantische) Bedeutung. Zuvor stellen sie eine Art Lemma oder eine mögliche Realität außerhalb ihrer selbst dar. Betrachten wir Einsteins Formel „ $E = mc^2$ “. An sich ist diese Formel eine Gleichung (siehe das Gleichheitszeichen). Die korrekten Beziehungen zwischen E und mc^2 werden darin durch das Gleichheitszeichen repräsentiert. Nicht mehr. Was E , m , C und C^2 sein könnten, ergibt sich nicht aus der reinen Formel. Sie ist ein Lemma.

Fuchs. – Die mathematischen Entitäten sind Modelle, die sich letztendlich auf andere Wissenschaftsbereiche übertragen lassen. Sie erhalten dann beispielsweise einen physikalischen Gehalt oder eine Bedeutung. In diesem Fall: E = Energie; m = Masse; c = Lichtgeschwindigkeit.

Solche Anwendungen abstrakter, leerer Formeln verleihen Dingen, die auf den ersten Blick nichts mit Mathematik zu tun haben, eine „Struktur“ – ontologisch gesprochen: „das Wesen (und die Existenz)“. Diese leeren Formeln sind somit „Modelle“ (abstrakte Modelle, die im Prädikat Informationen liefern, z. B. über physikalische Daten).

Anmerkung: Fuchs spricht zu Recht von „physischen Modellen“: Wenn ein Architekt ein Haus entwirft, gewinnt er immer wieder wertvolle Erkenntnisse (die dann als Modell dienen können), indem er ein kleines Haus im kleinen Maßstab aus Brettern und Ähnlichem baut. Diese bereits existierende „Realisierung (das Modell)“ liefert, je mehr sie formal bis ins Detail identisch ist, umso mehr Informationen. Dies nennt man „Isomorphismus“. Auch dies trägt dazu bei, die Struktur (die Einheit der Teile) sichtbar zu machen.

Die bereits im Kopf des Architekten vorhandene Blackbox wird klarer und nähert sich der Realität an (wobei „Realität“ hier „das bedeutet, was er verwirklichen möchte, also das zu bauende Haus“). Mit diesem „x“ vor Augen setzt er sich an seine Werkbank und konstruiert, was sein vages Modell (in seinem Kopf) konkreter macht. Er kann es dem Bauherrn zeigen (dem die Vorstellung des Architekten im Kopf wenig nützt!). Das Miniaturhaus liefert dem Bauherrn wichtige Informationen.

EHF25

Heideggers Modell.

M. Heidegger schreibt in *Sein und Zeit*, I, Tübingen, 1927, 1, 17: „Menschsein – in Heideggers deutschem Wort ‚Dasein‘ – bedeutet, in einem wohldefinierten Sinne zu sein, nämlich weil er selbst ‚ist‘, versteht er unmittelbar so etwas wie ‚Sein‘.“ – Für Heidegger ist das Menschsein ein privilegierter Zugang zum transzendentalen Sein.

Es läuft darauf hinaus, von einem Beispiel auszugehen (das eine wahre und reine Induktion ist und bleibt), nämlich dem, was ich als Mensch und insofern ich Mensch bin, über das Sein – mein eigenes Sein an sich – weiß, um dieses Wissen, diese Information, auf die Gesamtheit des Seins auszudehnen. Das ist Extrapolation vom Menschsein.

Wie lässt sich so etwas beurteilen?

1. Insofern wir existieren, ist dies in der Tat ein Anfang. Wir wissen, was „Sein“ ist, da wir „sind“!

2. Aber ist das „Da-Sein“ all dessen, was nicht wir sind, dasselbe wie mein „Da-Sein“? Das lässt sich nur durch eine endlose Reihe weiterer Beispiele bestimmen! Vorerst ist das „Da-Sein“, das den Menschen definiert, lediglich ein Lemma, ein vages Etwas, das die Dinge in Gang setzt. Nicht mehr. Der Rest des Universums (das Sein) bleibt ein „x“.

Was Heideggers Privileg, Mensch zu sein, in gewisser Weise rechtfertigt, ist die Tatsache, dass wir als mit Geist begabte Wesen einen transzendentalen Seinsbegriff besitzen.

Doch dann erscheint Aristoteles und warnt uns: Ohne etwas anderes als diesen allumfassenden Seinsbegriff bleibt dieser Seinsbegriff „vage“ – psilon,

etwas Leeres ! Dieser vage Begriff weist zwar den Weg, liefert aber nur in Verbindung mit etwas anderem, nämlich etwas Kategorischem, Information.

Im Endeffekt wollte Heidegger eine Art „Metaphysik“ konstruieren – „Metaphysik konstruieren“ bedeutet, den leeren Begriff des „Seins“ mit etwas anderem als diesem leeren Begriff zu füllen –, die „existenziell“ war und den Menschen in den Mittelpunkt stellte.

Das ist natürlich möglich, aber ob Heidegger ohne eine ganze Reihe von Beispielen für das, was es tatsächlich heißt, Mensch zu sein („positives Material“), viel weiter kommen wird als mit der vorherigen Metaphysik, die er so sehr „dekonstruiert“ hat, ist höchst fraglich.

EHF26

Die Kritik eines Mathematikers.

Bibliothek Straße: P. Cortois, *Ein Gedenkkolloquium für Jean Cavaillès*, in: *Tijdschr. v. filos.* 47 (1985): 1. März, 161/164.

Jean Cavaillès (1904–1944) war ein vielseitiger Denker, der 1944 als Widerstandskämpfer in Amiens hingerichtet wurde.

Die Mathematik hat grob gesagt drei „Grundlagen“.

Logizismus, Formalismus und Intuitionismus – worauf wir jetzt nicht näher eingehen werden. Nur so viel: Diese Grundlagen der Mathematik sind in gewisser Weise philosophische Grundlagen. Und genau hier liegt das Problem.

Cortois gibt Cavaillès' Gedanken wieder.

Kann der Philosoph – allgemeiner (d. h. außerhalb dieser drei Schulen) – noch der Gesetzgeber sein, der die Grenzen festlegt, innerhalb derer sich mathematisches Denken entfalten kann? Das Bestreben, „Mathematik“ von einem außermathematischen Standpunkt aus zu definieren, zu begründen oder auf etwas anderes zu reduzieren, ist nicht gerechtfertigt.

Gerade die Vermischung von mathematischem Denken und philosophischen Spekulationen trägt zu einem Teil der Verwirrung im Grundlagenproblem bei.

Anmerkung: Aristoteles würde sagen: Das ontologische Begriffssystem ist nichts weiter als „Pylon“, leere Materie! Ohne Input von außerhalb der

Ontologie kann man sich nicht mit der Metaphysik der Mathematik und ihrer Entitäten auseinandersetzen! Tut man es dennoch, verwechselt man voneinander getrennte Bereiche.

Cortois: „Für mathematische Probleme müssen technisch-mathematische Lösungen entwickelt werden, auch wenn diese auf einer anderen Abstraktionsebene und konzeptionellen Tiefe operieren als diejenige, auf der sich das ursprüngliche Problem gestellt hat.“

Anmerkung – Mit anderen Worten: Mathematische Fragestellungen erfordern in erster Linie mathematische Lösungen.

Cortois: „Der Philosoph muss jedoch einen inneren Kommentar entwickeln. Dieser besteht darin, eine Reflexion zu entwickeln, die das Wesen der mathematischen Praxis von innen heraus erschließt (...)“.

Anmerkung : Mit anderen Worten: Wenn man die Philosophie der Mathematik entwickeln will – die eine Form der Metaphysik darstellt, nämlich die Metaphysik der Mathematik und ihrer Aktivitäten –, dann kann man mit den leeren Begriffen der Ontologie nichts anfangen, solange sie nicht ergänzt, ja gefüllt werden mit dem, was wahre Mathematiker bereits über ihr Fachgebiet wissen.

Der Versuch, aus vorgefassten metaphysischen Konzepten wie der Mathematik abzuleiten, ist, als würde man versuchen, etwas aus etwas Leeren (im mathematischen Sinne) heraufzubeschwören!

EHF27

3. Ontologie als Ordnungstheorie (Harmologie) (27/35)

Bislang haben wir gesehen, dass Philosophieren bedeutet, transzendente Begriffe zu erkennen und anzuwenden. Philosophieren bedeutet auch, die grundlegende Rolle eben dieser transzendentalen Begriffe zu erfassen – etwas (insofern es sich vom Übrigen unterscheidet) / offensichtlich / eins / gut (Wert) – sowie die Leere kategorischer Dinge.

Nun betrachten wir die ontologische Ordnung. Wie ordnen wir alle möglichen Daten (Daten = Wesen, Dinge)?

1. Wir tun dies, indem wir sie vergleichen.

Die vergleichende Methode ist daher eine typische ontologische Methode. Sie wird immer wieder angewendet, auch wenn man nie darüber nachdenkt.

Ch. S. Peirce verstand dies klar. Als grundlegende Kategorien, mit denen sich alles klären lässt, sah er das „Erste“, eine gegebene Tatsache. Unmittelbar *mit* diesem „Ersten“ sah er ein „Zweites“, eine zweite gegebene Tatsache. – Wohlgemerkt: Verwechseln Sie nicht „vergleichen“ mit „gleichsetzen“! „Vergleichen“ bedeutet hier „Beziehungen erkennen“, „mehrere Daten miteinander vergleichen“. – Die Theorie der Ordnung ist also „Harmologie“, d. h. das Zusammenfügen. Dies umfasst dann immer wieder das Erkennen von Totalitäten, in denen man mehrere Daten einordnet.

2. Ähnlichkeiten/Unterschiede und Verbindungen/Lücken erkennen.

Wir ordnen Dinge auch, indem wir Ähnlichkeiten/Unterschiede und Verbindungen/Lücken erkennen. – Platon verstand dies ganz klar, insbesondere da er in die Fußstapfen der Paläophythagoreer trat.

Die Folge: Zwei grundlegende Konzepte kehren in seinem ordnenden Denken immer wieder: „alles“ (Ähnlichkeit) und „Ganzes“ (Kohäsion). Im antiken Griechenland nannte man das Sehen und Integrieren von Daten „Stoicheiosis“ (lateinisch: elementatio). Die wichtigste Voraussetzung dafür war „Anamnese“ (lateinisch: reminiscentia), die sich wesentlich von „Mnèmè“ (lateinisch: memoria), dem vagen Gedächtnis oder Bewusstsein, unterschied. Denn: „Anamnese“ bedeutet geordnetes Bewusstsein, ein systematisches Vorgehen beim Denken über eine Gruppe von Daten.

Anmerkung: Man könnte vielleicht erkennen, dass das, was wir hier als „Ordnungstheorie“ bezeichnen, in der neueren Logistik (mathematischen Logik) als „Logik der Relationen“ bezeichnet wird.

1. Der identische Ventilator.

Es gilt als gängige Annahme, dass die Analogie (di partielle Identität) in der traditionellen Ontologie und Logik (die die „Wenn-dann“-Beziehungen in allem Existierenden untersucht) die führende Rolle bei der Ordnung spielt. Doch dies erweist sich als falsch.

Die Analogie ist letztlich der Mittelbegriff innerhalb eines Differentials. – Die in der traditionellen Harmonologie (der Lehre von den Beziehungen) angewandte Ordnung oder Verschmelzung beruht auf einem einzigen Schema: Zwei oder mehr „Dinge“ (Wesen, Daten) sind entweder völlig identisch (sie stimmen überein), teilweise identisch (analog) oder völlig nicht identisch (völlig verschieden).

Vollständige Identität tritt, zumindest im akuten Sinne, nur bei etwas auf, das mit sich selbst identisch ist. In diesem Fall gibt es nur eine gegebene Größe. – Partielle Identität und vollständige Nicht-Identität setzen stets mindestens zwei gegebene Größen voraus.

Das Logikquadrat.

Der sogenannte logische Quadrat ist ebenfalls ein Fan.

alle	, einige von ihnen
einige nicht	keine (alle nicht)

kann in einer quadratischen Form angeordnet werden (was eine Konfiguration ist): daher der alte Name.

In diesen vier Elementen erkennt man das Universelle, das Besondere und die leere Menge.

Das logische Quadrat in der Systemtheorie.

Ein „System“ oder eine „Konstellation“ ist ein Ganzes aus Teilen, Komponenten oder Abschnitten, die zwar unterschiedlich sind, aber dennoch miteinander verbunden sind.

Das fragliche logische Quadrat lautet: Ganzes (alle Teile) – Teil (nicht alle Teile) – kein einziger Teil.

Diese beiden Varianten des logischen Quadrats sind ontologische Varianten. Denn sie begleiten jede geistige Tätigkeit wie ein Licht, das sie erhellt.

In der traditionellen Logik werden sie als „direkte Schlussfolgerungen“ bezeichnet. Zum Beispiel: „Alle Mädchen sind weiblich. Daher ist auch dieses Mädchen hier und jetzt weiblich.“ Man muss keine Logik studiert haben, um das leicht zu erkennen.

Oder anders gefragt: „Alle Mädchen sind weiblich. Kein einziges Mädchen ist weiblich.“ Jeder erkennt sofort, dass hier widersprüchliche Urteile gefällt werden ... ohne jemals einen Logikunterricht gehabt zu haben.

Diese werden traditionell als „unmittelbare Deduktionen“ bezeichnet. Sie sind unmittelbar, weil man keinen traditionellen Syllogismus konstruieren

muss, um sie logisch streng abzuleiten (obwohl ein solcher Syllogismus ihnen zugrunde liegt).

Daher gelten sie als „jeder mentalen Tätigkeit inhärent“. Die Begriffe „alle“, „kein einziger“, „dieses ... hier und jetzt“ stammen direkt aus den oben genannten Differentialen. Dasselbe gilt für die Systemableitungen: „Wenn das Ganze, dann alle Teile oder so ähnlich“.

EHF29

Anmerkung: Fuzzy-Logik ist derzeit in Technologiekreisen sehr beliebt. D. McNeill und P. Freiburger beschreiben in ihrem Buch „Fuzzy Logic“ (Bodoni) eine angewandte Logik, die mit Differenzen anstelle starrer Gegensätze arbeitet. Beispielsweise vermarktet die japanische Industrie seit einigen Jahren Produkte – etwa Staubsauger –, die diese Art von „Fuzzy-Logik“ nutzen. Begriffe wie „eiskalt/kalt/lauwarm/warm“ werden quantifiziert (in mathematische Ausdrücke umgewandelt), sodass beispielsweise „20 % warm“ oder „70 % lauwarm“ maschinell verarbeitet werden können. Man erkennt, dass die Dreierregel (100 % – X % – 0 %) mit dem logischen Quadrat übereinstimmt.

2.-- Einheitstheorie (Henologie).

Eine althergebrachte Art, Differentiale auszudrücken, lautet: eins – teilweise eins – nicht eins.

Tatsächlich geht man in diesem Sinne von einer Vielfalt aus, die zu einer Einheit zusammengeführt werden kann. Dies basiert auf Ähnlichkeit/Unterschied und/oder Kohärenz/Lücke.

Totalitäten

Was Platon als „alles“ und „das Ganze“ bezeichnete, nannten die mittelalterlichen Scholastiker „totum logicum“ (Klasse/Menge) und „totum physicum“ (System).

Wenn alle Elemente einer Klasse eine identische gemeinsame Eigenschaft besitzen, bilden sie eine einzige Klasse (Menge).

Durch eine einzige identische Verbindung bilden alle Teile (Komponenten, Abschnitte) eines Systems ein einziges System.

Hier kommt der transzendente Begriff der „Einheit“ – EHF 18 – in seiner vollen Pracht zum Tragen.

Anmerkung: Noch einmal: Diese Einsicht, eine Einsicht in das Sein, ist mit jeder geistigen Tätigkeit verbunden: Man muss weder Klassenlogistik noch Systemtheorie studiert haben, um sofort zu erkennen, dass eine Menge roter Objekte – um Husserls Beispiel zu folgen – einen einzigen Begriff darstellt, der auf alle (möglichen) roten Dinge als den besonderen Bereich (Scope) des Begriffs „rot“ anwendbar ist.

Ebenso wenig muss man die Systemtheorie bis ins kleinste Detail studiert haben, um sofort zu erkennen, dass ein Körper aus miteinander verbundenen Elementen besteht und ein „kohärentes Ganzes“ (System) bildet.

Ein Kind, das einen Gegenstand greift, lernt schnell, dass er zusammenhängt. Es scheint länger zu dauern, bis ein Kind lernt, Dinge zu „sammeln“.

Anders ausgedrückt: Die traditionelle Lehre von der Einheit interpretiert ein Licht, das erleuchtet.

Übrigens: Vergleichen Sie das Differential auf EHF 15 (etwas/ relativ = bis zu einem gewissen Grad nichts/ absolut nichts) mit dem, was wir gerade gesehen haben: 'Differentiale' dominieren die traditionelle Ontologie!

EHF30

Linguistik

Im Falle einer Klasse (Menge) ist die gemeinsame Eigenschaft, dass alle Elemente oder Mitglieder identisch sind. Im Falle eines Systems (einer Konstitution) ist das Ganze identisch, da die Teile (Komponenten, Abschnitte) eines Ganzen – wie unterschiedlich sie auch sein mögen: Man denke an alles, was den Körper eines Vogels ausmacht (Anatomie, Physiologie) – dieselbe gemeinsame Eigenschaft besitzen, nämlich zum selben Ganzen zu gehören.

So dass der Begriff der „Klasse“ (Menge) auf seine eigene Weise in den Begriff des Systems selbst integriert wird.

Linguistisch gesehen bedeutet dies, dass wir, wenn wir ein oder mehrere Exemplare einer Klasse sehen, diese als Teil der gesamten Klasse betrachten und sagen: „Das hier und jetzt ist ein Exemplar“ (verstanden: zur selben

Klasse). Die Begriffe, die wir aus dem Sprachsystem ableiten, drücken Identität perfekt aus.

Linguistisch gesehen hat dies auch die Konsequenz, dass wir, wenn wir einen oder mehrere Teile eines Systems betrachten, diese – wie de Saussure völlig richtig feststellt – mit dem Rest des Systems assoziieren und sagen: „Das, was hier und jetzt zur Stadt Antwerpen gehört“, denn wir sehen beispielsweise den Meir als die gesamte Stadt! Die Begriffe, die wir aus dem sprachlichen Ganzen extrahieren, lassen keinen Zweifel: Sie drücken Identität aus. Dies ist manchmal sehr deutlich: „Dies ist jetzt der belebteste Teil von Antwerpen.“

Anmerkung: Wenn Hegel beispielsweise glaubte, er dürfe die Identität verspotten, da sie „die einfache Grundbestimmung der traditionellen Logik“ sei, dann verrät dies **a.** , dass er richtig sah, **b.** aber radikal falsch interpretierte.

Schließlich wird „identisch“ oft mit „substantialistisch“ oder „atomistisch“ verwechselt, sodass ein Denken in identitären Begriffen, wie eben skizziert, das Nachdenken über und den korrekten Ausdruck von Beziehungen oder Veränderungen unmöglich machen würde.

Nein: Identisches Vorgehen ist vergleichend-synchronisch und diachron – es geht so vor, dass man mehr als nur das Gegebene sieht, nämlich das Übrige und in Beziehung dazu. Identisches Denken ist, mit anderen Worten – saussurisch – assoziatives Denken: Sehen im Kontext, wenn nötig im Hinblick auf das Übrige. In Hegelschen Begriffen: den Ort und die Bedeutung von etwas im Rahmen des „lebendigen Ganzen“ (Hegels Lieblingsausdruck) zu erkennen, in dem es eingebettet ist.

EHF31

Anmerkung: Dass die Betrachtung vergleichender Beziehungen den wesentlichen Kern der traditionellen Logik darstellt (weil es sich um Ontologie handelt), wird bereits aus Aristoteles' Kategorientabelle deutlich.

Sie alle sind „sustoichiai“, systechias (Paare von Gegensätzen). Die grundlegende Systechia ist „ousia“, lateinisch: substantia, Substanz (d. h. etwas, insofern es unabhängig existiert) / „pros ti“, lateinisch: relatio, Beziehung (d. h. mehr als eine Substanz, insofern sie zueinander in Beziehung stehen).

Der Rest der Tabelle: „Qualität/Quantität“, „Zeit/Raum“, „Aktivsein/Passivsein“, „These/Ort“. Aristoteles sieht sie nicht nur „an sich“ (substantiell, atomar), sondern immer wieder „einschließlich“ oder „verbunden mit“.

3.-- Mitarbeiter.

Wir haben gerade einen sehr alten Begriff verwendet. Ganz im Sinne Saussures, des Semiotikers und Strukturalisten. – Die Definition lautet: „Wenn man b mit a betrachtet (wenn man a als einschließlich b betrachtet), dann ist b eine Assoziation von a.“

Dies setzt voraus, dass a und b aufgrund einer gemeinsamen Identität gedanklich miteinander verbunden sind: Wir assoziieren aufgrund von Ähnlichkeit/Unterschied und/oder Kohärenz/Lücke. – Anders ausgedrückt: Assoziieren ist eine identitätsbasierte Aktivität.

Assoziationspsychologie.

Ribot, Lapsychology des sentiments , Paris, 1917-10, 171/182 (*Les sentiments et l'association des idées*). – Ribot war ein experimenteller Psychologe und Denker.

Im zitierten Text zeigt er, wie der Geist als Wertvermögen - siehe EHF 19 (das Gute als transzendente Eigenschaft alles Seienden) - beinhaltet, assoziiert und bewertet - einschließlich.

(1) Ähnlichkeit.

Wenn ein junger Mann ihrem Sohn ähnelt, im selben Alter ist und ähnliches, kann bei einer Mutter plötzlich Sympathie aufkommen. In diesem fremden jungen Mann projiziert sie ihren eigenen Sohn.

Aufgrund von Ähnlichkeiten (gemeinsamen Merkmalen) – es gibt Aspekte, die beide jungen Menschen gemeinsam haben – wird sie auf ihren eigenen Sohn bezogen. Es gibt – um Derridas Worte zu verwenden – eine Spur von etwas Abwesendem, etwas, das nicht unmittelbar gegeben ist, nämlich ihren Sohn.

Ribot führt ein zweites Beispiel an: „So gibt es Angstreaktionen, die als ‚unüberlegt‘ bezeichnet werden. Eine tiefergehende Betrachtung kann sie jedoch auf eine ähnliche Erklärungsgrundlage zurückführen wie im Fall der spontan mitfühlenden Mutter, wo Ähnlichkeit eine Rolle spielte.“

Anmerkung: Die Briefträgerin, die auf ihrer Tour einmal von einem Hund gebissen wurde, denkt an alle nachfolgenden Hunde, einschließlich des einen beißenden Hundes! Sie identifiziert – analogisch – alle zukünftigen Hunde teilweise mit dem einen beißenden Hund!

(2) Kohäsion.

Ribot verwendet den Begriff „Grenze“ oder „Abgrenzung“. – Das Gefühl – wiederum die Disposition, der Teil unseres Geistes, der eine Wertfähigkeit darstellt – das ein verliebter Liebhaber ursprünglich für die Person seiner Geliebten selbst empfand, überträgt er – „figurative Bedeutung“ – auf ihre Kleidung, ihre Möbel, ihr Zuhause.

Ribot bietet ein anderes Modell: Neid und Hass entladen ihre Wut an den leblosen Gegenständen, die dem „Feind“ gehören. Aus dem gleichen Grund: „Termin“ / „Grenze“.

In absoluten Monarchien richtet sich die Verehrung des Monarchen durch Überlieferung auch teilweise auf seinen Thron, auf die Symbole seiner Macht.

Anmerkung: In der Erotik erklärt dies den Begriff „Fetischismus“ (nicht im religionshistorischen Sinne): Ein „Fetisch“ ist alles, was keine lebende Person ist und dennoch erotisch wirkt. Tatsächlich können ein Paar Höschen, ein BH im Schaufenster oder ein Parfüm ohne Bezug zu einer bestimmten Person eine erotische Wirkung haben.

Soweit zu den Phänomenen. Nun zur Interpretation.

Ribot: „Es ist bekannt, dass die Zuordnung von Wissensinhalten auf zwei Grundgesetze reduziert wurde: das Ähnlichkeitsgesetz und das Abgrenzungsgesetz.“

Ribot nennt dies „Transfer“: „transfert par ressemblance/ transfert par contiguïté“. – Ribot bezeichnet ein solches metaphorisches (Ähnlichkeit) oder metonymisches (Kohärenz) Verhalten des Geistes als eine Fähigkeit zur Wertbestimmung, die „verborgen“ existiert und oft einen „latenten, aber zielgerichteten Einfluss“ bedeutet.

Ribots Erklärung ist in traditionellen ontologischen und logischen Begriffen ausgedrückt: identitativ. Beziehungen werden erfahren, gefühlt.

4.-- Tropologie.

Die antiken Rhetoriker widmeten den Stilmitteln eines Textes oft große Aufmerksamkeit. Dabei entdeckten sie die Tropen, nämlich Metapher und Metonymie, die mit zwei Arten der Synekdoche (wörtlich: Bedeutungsgleichheit) verbunden sind, nämlich der metaphorischen und der metonymischen Synekdoche.

Lassen Sie uns nun untersuchen, wie sie identifiziert werden.

EHF33

(1) Die Metapher.

Sowohl Metapher als auch Metonymie sind Vergleiche, die in einer sprachlich verkürzten Form ausgedrückt werden.

Der Vergleich, der Ähnlichkeiten erkennt, drückt sich beispielsweise so aus: „Diese Frau ist wie ein Schilfrohr.“ Beim Anblick dieser Frau denkt man an einen Schilfhalm, der sich im Wind biegt. Beide weisen eine identische Eigenschaft auf (eine gemeinsame Eigenschaft, die auf das Sammeln hinweist): Biegsamkeit. Dies wird durch bewussten Vergleich deutlich. Von dieser Frau führt eine „Spur“ (Referenz) zu einem Schilfrohr, das heißt, von der einen Biegsamkeit zur anderen.

De term 'zijn' als hulpwerkwoord drukt dit perfect uit: “Die vrouw is een riet”. Dit is: onder juist één oogpunt (wat deelidentiteit of analogie, metaforische analogie, is) is zij hetzelfde. Zodat 'zijn' hier betekent “onder oogpunt van ... zijn”.

Anmerkung: Moderne und postmoderne Logiker kritisieren den Begriff „sein“ als Hilfsverb für „Vielzahl“ und somit als unbrauchbar.

Worauf wir erwidern, dass es sich lediglich um eine Analogie handelt und dass die berühmte „Implikation“ (umfassend), ein Kernelement der Logistik und Mathematik beispielsweise, ebenso „mehrdeutig“ ist, da dieses Umfassende alle möglichen „Wenn-dann“-Beziehungen ausdrückt; zum Beispiel: „Essen umfasst Hunger“.

Aber auch: „Essen bedeutet, sich Zeit zum Essen zu nehmen.“ Die Bedeutung von „Essen/Hunger haben“ und „Essen/Sich Zeit zum Essen nehmen“ ist in der Realität ein himmelweiter Unterschied. Und dennoch: Jeder Logistikprofi verwendet dasselbe Symbol (einen Pfeil)!

Das metaphorische Zeichen.

Eine Karte als Bild ist aufgrund der starken Ähnlichkeit ein metaphorisches Zeichen: Die Struktur (oder das Wesen) der tatsächlichen Landschaft ist in beiden Fällen gleich.

(2) Metonymie.

Der Vergleich, der einen Zusammenhang herstellt, drückt sich beispielsweise so aus: „Äpfel sind gesund“ (Aristoteles' Beispiel einer metonymischen Analogie). Beim Anblick von Äpfeln denkt man – assoziativ – daran, dass der Verzehr von Äpfeln, zusammen mit anderen Nahrungsmitteln, gesundheitsfördernd ist.

Noch einmal: Der Vergleich wird in einer sprachlich verkürzten Form ausgedrückt: „Äpfel sind – als Gesundheitsfaktor – gesund“. Dabei drückt das Hilfsverb „sind“ auch so etwas wie ein Ursache-Wirkungs-Verhältnis aus.

Die „Ursache-Wirkungs“-Beziehung stellt einen einheitlichen Rahmen oder ein System dar: ein dynamisches System, das Ernährung und die Schaffung von Gesundheit umfasst.

EHF34

„Sein“ bedeutet hier „eine Mitursache von... sein“. Dies deutet nicht auf absolute Mehrdeutigkeit hin, sondern auf teilweise Identität oder Analogie.

Die hier zugrunde liegende Einheit (transzendente Eigenschaft) ist nicht Ähnlichkeit, sondern Kohärenz: Äpfel zu essen bedeutet, dass Äpfel der Gesundheit nicht ähneln, sondern sie mitverursachen. Nicht Ähnlichkeit, sondern Kohärenz!

Das metonymische Zeichen.

Ein Wegweiser ähnelt nicht der teilweise dargestellten Landschaft wie eine Karte, sondern steht in Verbindung mit ihr: „Antwerpen“ bedeutet: „Wer diesem Weg weiter folgt, landet schließlich in Antwerpen.“ Die Abkürzung ist drastisch: (Wer diesem Weg weiter folgt, landet schließlich in) Antwerpen (aus).

Die Arten der Synekdoche.

Sie spiegeln das eben Gesagte wider, führen aber die Unterscheidung zwischen alles/nicht alles und ganz/nicht ganz ein. Die Beziehung zwischen „Sammlung/Exemplar“ und „Ganzem/Teil“ ist zentral.

(1) Die metaphorische Synekdoche.

„Ein Soldat verlässt seinen Posten nicht“, sagt der Hauptmann. Er sagt „ein Soldat“, meint aber „alle Soldaten“. – Der Schulinspektor am Anfang: „Ein Lehrer kommt nicht zu spät!“ Gemeint ist: „Alle Lehrer kommen nicht zu spät.“ – Die metaphorische Synekdoche spricht vom Einzelnen, meint aber die Klasse.

(2) Die metonymische Synekdoche .

„Der Bart ist da.“ Man sagt „der Bart“ (ein Teil), denkt aber „die ganze Person, zu der der Bart gehört“.

Der Bart bildet mit dem übrigen Erscheinungsbild ein Ganzes oder „System“: Nicht Ähnlichkeit im Sinne der metaphorischen Synekdoche, sondern Kohärenz. – Das bedeutet (teilweise) Identität. Die Synekdoche denkt in Kategorien der Identität. – Dies trifft auch auf den Ausdruck „Die Gemeinde zählt zweitausend Seelen“ zu (wobei „Seelen“ (der Teil, um den sich der Pfarrer kümmert) für – Spur ist zu, bezieht sich auf, bedeutet auch – Menschen steht, deren Seelen das sind).

5.-- Zwei Arten der Induktion.

„Induktion“ bedeutet, von einem oder mehreren Instanzen oder Teilen auf – also durch Erweiterung der Induktion – die gesamte Klasse (Menge) oder alle Teile (das Ganze) zu schließen.

Anmerkung: Summative Induktion. Ob ein Lehrer nun alle Kopien zählt – also alle Nachzählungen vornimmt – oder alle Seiten eines einzelnen Buches, das Axiom besagt: „Wenn alle Kopien/Teile einzeln gezählt werden, dann auch alle zusammen.“ Die „Summe“ oder Gesamtheit in ihrer ersten Form umfasst die „Summe“ in ihrer zweiten Form.

EHF35

Induktionsprozesse zur Wissensverstärkung oder -erweiterung arbeiten mit Beispielen:

A. *metaphorisch gesprochen:* Aus derselben Klasse oder Menge wählt sie mindestens ein Instanz aus, um mindestens eine gemeinsame Eigenschaft (das partielle Einselement) zu extrahieren:

b . *metonymisch:* Aus demselben Ganzen oder System wird mindestens eine Komponente (ein Teil) extrahiert, um daraus mindestens eine partielle Erkenntnis (partielle Identität oder Analogie) über das Ganze zu gewinnen.

Man erkennt die synekdochische Struktur beider Formen der verstärkenden Induktion.

Summative/amplikative Induktion.

Es wurde sorgfältig darauf geachtet, dass die summative Induktion stets den Kern – den geprüften Kern – der amplikativen Induktion bildet. – Dies wird vielleicht am deutlichsten bei der statistischen Induktion deutlich.

Bei einer Meinungsumfrage zieht man beispielsweise tausend Stichproben (Untergruppe) aus einer Grundgesamtheit (Klasse). Diese werden addiert: Man summiert also alle Einzelstichproben zu einer Gesamtsumme. Dann sagt man beispielsweise: „Tausend befragte Personen geben 73 % für diesen Kandidaten.“

Aus den getesteten Proben schließt man auf die testbaren, indem man die Schlussfolgerungen verallgemeinert – extrapoliert. Was in der summativen Induktion zusammenfassend festgestellt wurde, gilt dann, bis zu weiteren Untersuchungen, für die gesamte Klasse. Das ist Amplifikation.

Die metaphorische Induktion oder Verallgemeinerung.

Es beruht auf Ähnlichkeit. – Wenn dieses und jenes Wasser (im Sommer) bei 1000 °C kochen, schließen wir induktiv, dass alle Wasserarten bei 1000 °C kochen. Von einer Unterklasse (Proben) schließen wir auf die Gesamtklasse.

Metonymische Induktion oder Generalisierung.

Es beruht auf Kohärenz. – Ich untersuche das Wirtschaftsleben in Antwerpen. Ich lerne das Meir-Viertel und das Hafengebiet kennen. Zwei Beispiele. Überall begegne ich dem Rest der Stadt als einer wirtschaftlichen Einheit. – Ich fasse zusammen: „Wenn zwei Stadtteile viele Ausländer als Wirtschaftsakteure aufweisen, dann weisen auch alle anderen Stadtteile viele ausländische Wirtschaftsakteure auf.“ – Meine Erkenntnis ist natürlich unvollständig. Aber beide Teile erhellen das Ganze. Ich kann verallgemeinern!

Übrigens: In übermäßig komplizierten – komplexen – Systemen ist eine solche Verallgemeinerung meist die einzig praktikable Methode der Induktion. Wer ein solches Geflecht entwirren will, muss durch Ausprobieren vorgehen!

EHF36

4. Ontologie als Hermeneutik (Interpretationstheorie) (36/42)

„Hermèneuein“ bedeutet im Altgriechischen „in Worte fassen, was man denkt“. Es bedeutet aber auch „andeuten“ („interpretieren“).

'Hermàneutikè (technè) om in *Platon, Politeia* 260D - kann die Kunst des Interpretierens bedeuten. -- Hier verwenden wir es in beiden Bedeutungen.

Aristoteles' Textinterpretation („exégèse textuelle“) und sein Verständnis von Zeichen („intelligence des signes“) werden durch eine der traditionellen Bedeutungen des Begriffs „Hermeneutik“ selbst begünstigt: Aristoteles' Schrift über das Urteilen trägt den Titel „ *Peri hermèneias* “ (lateinisch: de interpretetione). Bemerkenswert ist, dass „hermèneia“ im aristotelischen Sprachgebrauch nicht auf Allegorisierung beschränkt ist, sondern auch die Bezeichnung für jedes vernünftige Urteil umfasst.

Darüber hinaus: Sinnvolles Urteilen ist „hermèneia“, Interpretation, insofern es bedeutet, „etwas über etwas zu sagen“.

Anmerkung: Damit ist der Hauptpunkt klar.

Sinn finden

In der Ontologie, gemäß der aristotelischen Urteilstheorie, die einen wesentlichen Teil seiner Logik ausmacht, ist derjenige, der urteilt (eine Aussage äußert), ein Interpretant. Urteilen bedeutet also stets, ein Modell (Prädikat) eines Originals (Subjekts im Satz) zu formulieren. Oder, wie Aristoteles selbst sagt: „etwas über etwas aussagen“.

Beurteilen bedeutet Identifizieren.

Aus einer Identitätsperspektive – ontologischen Betrachtung im traditionellen Sinne – bedeutet eine Aussage über etwas, dieses erste Etwas mit dem zweiten zu „identifizieren“. In der Definition ist diese Identifizierung vollständig. In allen anderen Urteilen ist sie partiell.

Zwei Identifizierungsmöglichkeiten.

Es werden nun zwei bemerkenswerte Wege der Sinnfindung diskutiert.

1. -- Bedeutungsbegriff.

Wenn wir versuchen, die „Bedeutung“ von etwas – einem Ereignis, einer Phrase – richtig zu erfassen, konzentrieren wir uns auf dieses Etwas und seine „Bedeutung“ (Signifikanz), d.h. darauf, was es an sich ist.

Somit kann der Begriff „Verantwortung“ selbst definiert werden als

a. ein gegebenes

b. Das Gewünschte (ein Problem) so zu behandeln, dass man bei der Lösung des Problems sein Gewissen einbezieht. Umgangssprachlich ausgedrückt: Man lässt sowohl das Gegebene als auch das Gewünschte das eigene Gewissen „ansprechen“!

EHF37

So etwas wie: Mein Kind ist krank; ich kann es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren, es seinem Schicksal zu überlassen. Das ist (ethische) Verantwortung.

Gegeben: mein krankes Kind.

Bitte unternehmen Sie etwas, um es aus diesem erbärmlichen Zustand zu befreien.

Lösung: Entweder ich kann es selbst lösen oder ich bitte jemanden um Hilfe.

In Hegelscher Terminologie ist dieses Verhalten – diese in Verhalten umgesetzte Interpretation – „verantwortlich“, denn es ist „wirklich“, jene wahrhaft verantwortungsvolle Affinität zum Gegebenen und zum Erbeten, die etwas bewirkt. Im Hegelschen Sprachgebrauch ist „wirklich“ alles, was sowohl das Gegebene als auch das Erbetene „erfasst“ und auf das Erbetene reagiert.

Anders ausgedrückt: Wer nicht auf das reagiert, worum er gebeten wird (und durch das, worum er gebeten wird, auf das, was er erhält), ist „unwirklich“, denn ein solcher Mensch lebt außerhalb der Realität, in der er seinen Platz und seine Bedeutung hat.

Parmenides von Elea (–540 v. Chr.), Begründer der eleatischen Philosophie, hinterließ uns den Ausdruck: „Sein nach sich selbst“. Das heißt: nicht das, was uns gegeben und verlangt wird, sondern das, was uns gegeben und verlangt wird, nach dem, was uns gegeben und verlangt wird. Anders ausgedrückt: Das Objekt entscheidet, nicht das Subjekt.

2.-- Grundlage des Sinns.

Gegeben: Mein Kind ist krank.

Anfrage: Unterstützung.

Zinsstiching: „Ich fühle mich nicht verantwortlich für das, was verlangt wurde.“

Umgangssprachlich: „Das stört mich nicht.“

Anders ausgedrückt: Das Gegebene und das Gewünschte werden zwar sinngemäß erfasst (interpretiert), doch die endgültige Interpretation und das daraus resultierende Verhalten entsprechen nicht dem Gewünschten (und somit auch nicht dem Gegebenen). – Das Gegebene und das Gewünschte finden in der Lösung keine Entfaltung. Wer so interpretiert und entsprechend handelt, wird dem Kind und seinem Krankheitszustand nicht gerecht.

Hier wird Bedeutung buchstäblich „eingeführt“, etabliert: Denn Bedeutung liegt nicht im Gegebenen und Gewünschten. Sie wird von außen hinzugebracht.

Übrigens: In der Tradition wird die Vernachlässigung der Pflicht, eine häufige Form der Verantwortungslosigkeit, als „peccatum omissionis“, Sünde der Unterlassung, bezeichnet: Es ist, als ob das Gegebene und das Erbetene gar nicht existierten.

In den Sophisten spricht Platon an einer Stelle von „para.frosune“, dem Denken neben der Wirklichkeit. „so.frosynè“ hingegen bedeutet, die Wirklichkeit selbst zu denken.

EHF38

Schema.

1. Die Bedeutungsauffassung . -- Bezüglich A (gegeben und erbeten), denke ich, dass A.

2. Die Begründung des Satzes . – Mit (besser: in Bezug auf) A denke ich zwar ein wenig an A, aber besonders an B, das manchmal -A (nicht-A) sein kann. Als Antwort auf A wird etwas eingeführt, das an sich nicht unbedingt mit A zusammengehört, nämlich B.

Anmerkung: Bei genauer Lektüre von J. Derrida zu diesem Thema stellt man fest, dass die differentielle Sinnggebung beides umfasst: sowohl die Konzeption von Bedeutung als auch die Konstruktion von Bedeutung (möglicherweise im dekonstruktiven Sinne von -A (nicht-A)).

Da er sich stets in die gesamte Geschichte der Sinnstiftung einordnet – von den alten Griechen und sogar davor bis in die Gegenwart und weit darüber hinaus –, ist Sinnstiftung, im Sinne Derridas interpretiert, immer wieder „a différer“, aufgeschoben, denn sie ist nie vollendet. Die vorhandenen Bedeutungen verweisen stets auf Bedeutungen, die sich ständig entziehen und somit „abwesend“ sind. So dass wir – um Kafkas Worte zu verwenden – „unfertig“, unvollendet sind.

Der Unterschied zwischen reiner Phänomenologie und Hermeneutik.

a . Der Phänomenologe , der Phänomenbeschreiber/Erzähler, hält sich strikt an das Gegebene, das hier mit der gestellten Frage übereinstimmt, denn die gestellte Frage, in der Darstellung der Daten und der befragten Parteien, wie sie an sich – in unserem Bewusstsein – sind, ist genau das, was gegeben ist.

B. Der Hermeneutiker beginnt zwar mit der Repräsentation des Phänomens (Bedeutungskonzeption), transzendiert aber diese Phänomenologie, um andere Interpretationen einzuführen, die nicht notwendigerweise zum Gegebenen gehören. Genau dadurch wird er, wie Peirce ausführt, zum Interpretanten.

In dieser Hinsicht geht J. Derrida bis zum differenziellen Extrem, denn in seinem Begriff der „Interpretation“ umfasst er sowohl die Konzeption von Bedeutung als auch die vorzugsweise dekonstruierenden Bedeutungsstrukturen in ihrer prinzipiell unendlichen Zahl.

Das Urteil als „Hermeneusis“ (Interpretation).

Aristoteles sagte: „Katègorain ti tinos“, etwas über etwas aussagen. Ob das Subjekt – das ursprüngliche (unbekannte) – lediglich eingebildet ist, wie in einem Urteil der Science-Fiction, oder in unserer alltäglichen oder wissenschaftlich überprüfbaren Welt gegeben ist, ist unerheblich. Logik ist keine Erkenntnistheorie. Die Erkenntnistheorie, als Ontologie über überprüfbare Daten, untersucht, ob das Subjekt tatsächlich existiert oder nicht.

Lassen Sie uns nun genauer untersuchen, wie Urteilsbildung als Interpretation stattfindet.

EHF39

Original/ Modell

Bibliothek Straße: K. Bertels/ D. Nauta, Bussum, 1969, 28.

Wir wiederholen: Das Subjekt (das Gegebene) fungiert als das Unbekannte (das Ursprüngliche). Das Prädikat (das Bekannte) spielt die Rolle der Information.

"Bezüglich".

Etwas über etwas auszusagen bedeutet, etwas „in Bezug auf“ etwas anderes zu beschreiben. – Das setzt aber voraus, dass einem „Begriffe“ zur Verfügung stehen. Diese stammen aus dem Sprachsystem, das gewissermaßen unerschöpflich ist.

Urteilen bedeutet, das Subjekt in das lebendige Ganze (Hegels Begriff) der Sprache einzuordnen, sodass man vom Subjekt in Bezug auf das Prädikat sprechen kann. Wir haben gesehen, dass dies identisch geschieht, kraft einer Assoziation, die auf Ähnlichkeit/Differenz und Kohärenz/Lücke beruht. Vgl. EHF 30 („Beim Sehen“); 31 (Assoziieren).

Im Subjekt liegen Verweise – Spuren –, die auf das Prädikat als Information verweisen.

Anmerkung – Es ist zu beachten, dass in der traditionellen Ontologie und ihrer Logik nicht Wörter, sondern Terme gültig sind. Die Relation (= partielle Identität oder Analogie) drückt somit „größer als“ einen einzelnen Term durch zwei Wörter aus. Auch der umgekehrte Fall ist möglich: Ein Wort umfasst mehrere verwandte Terme.

1.-- „Anneke ist eine Läuferin“.

In diesem Zusammenhang ist Folgendes zu verstehen: Es besteht eine partielle Identität zwischen Anneke und dem Dasein als Läuferin; man kann von ihr „im Hinblick auf“ das Dasein als Läuferin sprechen.

Im Übrigen: Synekdochisch (HF 34 (Mataphorisch)) ist Anneke ein Beispiel für das „totum logicum“, die Klasse (Menge) der Läufer. Man kann von ihr sagen: „(Anneke ist) eine (Läuferin)“. Wenn man sie in Aktion sieht, führt eine Spur von ihr zu dieser Menge.

2. – „ Anneke geht“.

Bitte beachten Sie: Im alltäglichen Sprachgebrauch kann diese Aussage bedeuten: „Anneke ist Läuferin.“ Im Folgenden betrachten wir eine zweite Interpretation: „Anneke läuft gerade.“

Die Mehrdeutigkeit von „Anneke walks“ zeigt, dass nur der Kontext die korrekte Bedeutung klären kann.

Anders ausgedrückt: Der Kontext liefert das Verständnis, durch das der Ausdruck richtig zu verstehen ist. – Das im vorliegenden Text fehlende Element ist der Kontext, der hilft, die korrekte Bedeutung (Interpretation) des Ausdrucks zu bestimmen.

EHF40

Ausgehend von diesem Zusammenhang ist Folgendes zu verstehen: partielle Identität, hier nicht im Sinne von Ähnlichkeit wie im vorherigen Beispiel, sondern im Sinne der Kohärenz zwischen Anneke und dem Gehen; man kann und muss – wenn man sie tatsächlich gehen sieht – von ihr in Bezug auf das Gehen sprechen.

In beiden Fällen wird auf ein Modell zurückgegriffen, weil eine partielle Identität (Analogie) hergestellt werden kann. – Im Fall von „Anneke geht“ bestand sogar eine partielle Identität zwischen Satz und Kontext. Text und Kontext bilden gewissermaßen „eins“ (das transzendente Konzept).

Quantitative Modelle.

Man hört immer noch Logistiker behaupten, die traditionelle Logik kenne keinen Platz für Beziehungen quantitativer Natur. – Betrachten wir das einmal genauer.

1. – „Diese Kirche ist größer als alle umliegenden Gebäude.“

Es ist offensichtlich, dass hier der Begriff „sein“ als Hilfsverb mit dem Begriff „größer als“ verbunden ist. Wie Aristoteles es ausdrückte: Ohne einen kategorischen Koausdruck – hier: größer als – bedeutet „sein“ „nichts“ (womit gemeint ist: nichts Kategorisches). Vgl. EHF 21.

Man merkt nicht, dass dies kein sinnvoller Ausdruck ist: Die Beziehung (Relation), und zwar quantitativer Natur, zwischen gegebenem 1 (Kirche) und gegebenem 2 (allen umliegenden Gebäuden) wird korrekt dargestellt. – Der Umweg über die Logik der Beziehungen ist nicht nötig, um sich sinnvoll auszudrücken!

2. – „Dieser Turm ist einhundertfünfzig Meter hoch.“

Hier wird ein Messmodell eingeführt: 'Meter' – Nochmals: Die Beziehung zwischen gegebenem 1 (Turm) und gegebenem 2 (Meter) wird perfekt ausgedrückt, indem man das (leere, ohne den kategorischen, mitbezeichnenden Begriff) 'sein' als Hilfsverb und „Meter hoch“ kombiniert.

Anmerkung: Wie Aristoteles bereits sagte: Urteilen heißt vergleichen. Dies wird hier deutlich: Die Kirche und alle umliegenden Gebäude werden quantitativ verglichen („größer als“); der Turm und die Meter (Höhe) werden quantitativ verglichen.

Wo liegt die absolute Notwendigkeit des Umwegs über die sogenannte „exakte“ Logistik von Beziehungen (quantitativer Natur)? Wo liegt die Ungenauigkeit? Selbst die Umgangssprache, wie die jüngste „Neo-Rhetorik“ verdeutlicht hat, besitzt ihre eigene „Akribeia“ oder Präzision.

Bislang haben wir uns mit teilweise identischen (analogen) Themen und Aussagen befasst.

EHF41

Einschließlich.

Bisher haben wir den sprachlichen Aspekt der Urteilsbildung erörtert. – Lassen Sie uns einen Moment innehalten und das Verstehen betrachten.

Die Kirche ist riesig.

Es ist offensichtlich, dass der Begriff „massiv“ zwar ein Wort ist, aber gleichzeitig ein Begriff, der nur im Sinne von „einschließlich“ Sinn ergibt, was der Fall ist, da das andere Wort „massiv“ ist.

Anders ausgedrückt: Der Satz bedeutet: „massiv (verglichen beispielsweise mit uns selbst, der Umwelt usw.)“. „Massiv“ ist nur im Sinne von „einschließlich“ dessen verständlich, was nicht massiv ist. Der Begriff „massiv“ ist vorhanden. Das, worauf sich etwas „massiv“ bezieht, fehlt im Text.

In diesem Sinne hat J. Derrida zumindest Recht, ebenso wie andere, die immer wieder vom Ungesagten („le non-dit“) sprechen: Es gibt eine Spur, die vom „Massiven“ zu dem führt, wogegen etwas massiv ist.

Und das in einem so alltäglichen Satz wie „Diese Kirche ist riesig!“ – Im Alltag sollte man in vielen Fällen nicht „in Bezug auf“ das Unausgesprochene sprechen. Der Kontext ist ja vorhanden. In der Computerlogik hingegen muss

man sich rein explizit mit Zeichen und Operationen auseinandersetzen. Aber Logistik ist schließlich auch Kalkulation!

Urteile definieren.

Bibliothek Straße: Kap. Lahr, SJ, *Cours de philosophie (Psychologie. Logique)*, Paris, 1933-27, 496/499 (*La définition*); 620/622 (*La définition empirique*).

Der Begriff „Definition“ ist mehrdeutig.

Ein Richter liefert beispielsweise nach Ermittlungen und Gegenermittlungen eine juristische Definition eines Verbrechens: „X ist schuldig ...“. Dies beinhaltet natürlich eine Wertung. – Wir erörtern hier die grundlegende Definition.

Lahr: Eine Definition ist ein Urteil, in dem das Prädikat (Modell) den gesamten Anwendungsbereich (die gesamte Domäne) und nur denjenigen Bereich ausdrückt, auf den der begriffliche Gehalt eines Begriffs zutrifft. De omni et solo definito (im Mittellateinischen). – Was in der Praxis keineswegs immer einfach ist.

Die antike Definition von „Gerechtigkeit“.

Platon, Politeia 1. -- Der Text lässt sich wie folgt zusammenfassen.

1. Der Satz (das Urteil) des Kephalos. Das Gespräch (der Dialog) handelt von „Gerechtigkeit“ (verstehen Sie: ein gewissenhaftes Leben).

Nach der sokratisch-platonischen Methode sollte man zu einer wesensbestimmenden Definition gelangen. Diese Definition muss alle Gerechtigkeit und nichts als alle Gerechtigkeit in einem begrifflichen Gehalt zusammenfassen.

EHF42

Kefalos definiert Gerechtigkeit so: „Gerechtigkeit bedeutet, immer die Wahrheit zu sagen und immer gerecht zu handeln.“

2. -- Sokrates' Lehrsatz (Platon)

Übrigens: Hier betreiben wir „Antologia“, machen Bemerkungen. – Seit Zenon von Elea (–500 v. Chr.), Parmenies' intellektueller Zeitgenosse, die frühe Eristik einführte – die Kunst des Widerlegens oder, wie Popper sagt, des „Identifizierens“ –, ist dies im antiken Griechenland eine Methode, die dem

Konzept der (synchronen) Vielheit und dem Konzept der (diachronen Vielheit oder) Veränderung („Bewegung“) folgt.

Platon wendet hier, durch Sokrates, die Sunthesis (Deduktion) an: Er leitet Schlussfolgerungen durch logisches Denken ab, ausgehend von vorausgesetzten Aussagen. Man denke nur an die axiomatische Mathematik. In Platons Philosophie nennt man dies Vorwärtsdialektik oder „progressive“ Dialektik.

Gegeben: eine oder mehrere Präpositionen (Vorworte).

Frage : Was folgt logisch daraus? (Schlusssätze).

Anwendung . – Nehmen wir vorläufig an, dass Kefalos' Definition korrekt ist; was lässt sich daraus ableiten?

Mit anderen Worten: Welche (theoretischen und praktischen) Schlussfolgerungen sind also zu erwarten?

„Wenn dir ein geistig gesunder Freund Waffen anvertraut, später aber, wahnsinnig geworden, sie zurückverlangt, und du, Kephalos, sie ihm zurückgibst – er hat ja ein Recht darauf (nach deiner Definition) –, wird dann nicht irgendjemand sagen, dass du unter dieser Annahme gerecht handelst – dass du also mit anderen Worten die ethische Pflicht hast, einem Geisteskranken die Waffen zurückzugeben?“

Der Kern der Argumentation liegt in einer ironischen Schlussfolgerung: **a.** gerecht zu handeln **b** . läuft darauf hinaus, einem geistig behinderten Menschen (gefährliche) Waffen zu geben! Der unausgesprochene Aspekt dieser Ironie lautet: „Sehen Sie nicht, dass Ihre Gerechtigkeit auch Ungerechtigkeit einschließt?“ Denn wer Waffen an jemanden weitergibt (oder zurückgibt), der im Besitz dieser Waffen gefährlich werden könnte, trägt Mitverantwortung für die möglichen Vergehen dieser Person und ist mitschuldig.

Die inakzeptable Schlussfolgerung beweist, dass Cephalos' These – implizit – einen entscheidenden Fehler enthielt. Erst dann beginnt Cephalos, die korrekte Bedeutung (das Bedeutungsverständnis) sowohl von „Gerechtigkeit“ als auch seiner eigenen Definition zu erfassen.

EHF43

5. *Ontologie als Logik (Theorie des Denkens) (43/49).*

Es wurde bereits festgelegt: Dieser Kurs zielt darauf ab, so gründlich und logisch wie möglich vorzugehen.

a. Dies ist in erster Linie auf die traditionelle Philosophie zurückzuführen, die seit den alten Griechen der Logik als einer der wichtigsten Voraussetzungen des Philosophierens Priorität einräumt.

b. Dies ist auch – und nicht zuletzt – einer Persönlichkeit zu verdanken, die die Logik in ihren antiken, mittelalterlichen und neueren Formen zum Gegenstand des Studiums schlechthin gemacht hat: J.M. Bochenski, OP (1902/1995).

Bochenski wurde in Czuszon, Polen, geboren. Er begann seine Studien in Lemberg und Posen. Er erlebte den Ersten Weltkrieg (1914–1918) nur wenige Kilometer von der Ostfront entfernt.

Er wurde im Kampf gegen die Bolschewiki verwundet. Seine Studien führten ihn zum Kantianismus (Kant war der große Denker der Aufklärung). Doch 1927 konvertierte er und trat in den Dominikanerorden ein. Weitere Studien – darunter eine Promotion in Theologie (er promovierte insgesamt fünfmal) – führten ihn zur Entdeckung der philosophischen Logik.

Zu jener Zeit wurde die Logik, außer in Polen, recht verachtet. Sie ist für die Philosophie das, was Laborexperimente für den Forscher sind: ein Prüfstein, ohne den man schnell in spekulative Dickichte oder ideologische Vorurteile gerät (so Guido Küng, Professor in Freiburg (Schweiz), ein Schüler Bochenskis).

Für die Logikertests:

- a.** die Festigkeit der Axiome (Grundlagen, Voraussetzungen) und
- b.** die Kohärenz der Aussagen eines philosophischen Systems.

„Wenn ich in meinem Leben etwas erreichen wollte, dann war es, ein wenig Ordnung in die Gedanken zu bringen. Damit die Leute weniger Unsinn erzählen!“ So sprach Bochenski in seinem gewohnt pointierten Stil. 1939 befand er sich in Polen. Er wurde verwundet. Er wurde verhaftet. Er floh. In England setzte er den Kampf gegen den Kommunismus fort. Er erlebte den Feldzug der polnischen Truppen durch Italien mit. Als radikaler Antibolschewik akzeptierte er weder Jalta noch die Besetzung seines Polens.

Er war von 1945 bis 1972 Professor und Gründer des Instituts für Osteuropa. Schnell avancierte er zu einem der führenden Experten für die kommunistische Welt. Sein **Handbuch des Weltkommunismus** verkaufte

sich über hunderttausend Mal. Westdeutschland ernannte ihn zum Sachverständigen in den Prozessen, die zur Verurteilung der „Kommunistischen Partei Deutschlands“ führten. Auch Südafrika und der Schweizer Bundesrat konsultierten ihn regelmäßig.

EHF44

Was Vernunft und Glauben betrifft, war Bochenski unmissverständlich: „Ich bin ein überzeugter Verfechter der Vernunft, auch weil ich glaube!“ Für sie war Glauben so natürlich wie Denken. Anders als jene, die nicht mehr streng logisch denken und noch weniger Glauben besitzen, sah Bochenski Glauben und Vernunft nie als Widerspruch, da sich die beiden Kräfte gegenseitig bedingen.

Mit Bochenski verschwindet eine malerische Gestalt in Fribourg (Schweiz): Er sprang aus seinem Jaguar ins Flugzeug (seinen Pilotenschein hatte er im Alter von 67 Jahren erworben)!

Bochenskis Bild der Geschichte der Logik.

Seiner Ansicht nach hatte die Denktheorie drei Hauptphasen: die antike Logik (IV./III. Jahrhundert), die scholastisch-mittelalterliche Logik (XII./XIII. Jahrhundert) und die mathematische Logik (XIX. Jahrhundert).

Zwischen diesen kurzen Blütezeiten liegen lange Perioden der Vernachlässigung. – Besonders die modernen Denker (ab dem 15. Jahrhundert) leiden unter einem erschreckenden Mangel an logischer Ausbildung – mit Ausnahme eines Denkers: Leibniz.

Auch die Dialektik von Hegel und Marx schätzt er nicht besonders: Sie entbehre **a)** solider Grundlagen und **b)** strenger logischer Kohärenz.

Abschließend möchten wir auf die niederländische Übersetzung eines seiner besten Werke hinweisen: * *Wijsgerigemethoden in de moderne wetenschap** , Utrecht/Antwerpen, 1961 (// *Die zeitgenössischen Denkmethoden**, Bern, 1947).

Traditionelle Logik.

Bibliothek Straße: G. Jacoby, *Die Ansprüche der Logistiker auf die Logik und ihre Geschichtschreibung (Ein Diskussionsbeitrag)*, Stuttgart, Kohlhammer, 1962.

Satz von Jacobi.

a. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts gab es viele Logistiken (Klassenlogik, Aussagenlogik, Modallogik usw.).

b. Es gibt aber nur eine traditionelle, „formale“ Logik.

Ihr Plan ist klar und das schon seit Jahrhunderten:

a.1 . Konzept,

a.2. Urteil,

b. Schlussfolgerndes Denken. Hierbei steht das Schlussfolgern im Mittelpunkt: Logik ist die Analyse all dessen, was logisch und korrekt ableitbar ist.

Seine sprachliche Form lautet: „Wenn, dann“ (d. h. der Konditional- oder Hypothesensatz).

EHF45

Deduktives und reduktives Denken.

Seit Platon, bekannt unter den Namen „Sunthesis“ (Deduktion) und „Analsis“ (Reduktion), und sogar schon vor ihm, werden unter Mathematikern zwei Hauptformen der korrekten Ableitung aus vorhergehenden und nachfolgenden Sätzen unterschieden.

1. -- „Wenn a, dann b. -- Nun, a, also b“.

„Wenn A, dann B“ ist das Lemma, die vorausgesetzte Implikation, auch „Umfang“ genannt. Wenn nun (die Logik denkt streng in Wenn-Sätzen, denn sie ist keine Anwendung der Logik wie die Erkenntnistheorie) der Prämissensatz vorhanden ist, dann folgt logisch, bei korrekter Argumentation, der Konklusionssatz daraus.

Die axiomatisch-deduktive Methode in Mathematik und Logistik sind Anwendungen davon.

2. – „Wenn x, dann b. – Nun, dann ist b. Also x.“

Dies ist die lemmatische – meist auch „analytische“ – Form von „deduzieren!“. Deduktion in ihrer vorherigen Form bleibt das Wesen allen Denkens. Im analytischen Fall sucht man jedoch nach einer verborgenen Präposition. In der Antike galt Platon als Begründer der lemmatisch-analytischen Methode.

Sie ist in jedem induktiven Denken vorhanden, das eine synekdochische Form der Reduktion darstellt. Sie ist in jeder Suche nach unbekannten Faktoren vorhanden. Somit auch in der experimentellen Wissenschaft.

Die Umfassung (Implikation) als partielle Identität (Analogie).

So wie die Ontologie eine Theorie der Einheit ist (HF 27), ist auch die traditionelle Logik identisch, unterstützt durch den Bereich „völlig identisch / teilweise identisch (analog) / völlig nicht identisch“.

Betrachten wir B als etwas, das A ähnelt oder mit ihm verbunden ist (metaphorische oder metonymische Analogie). Darauf aufbauend glauben wir zu Recht, dass B entweder A (bestimmte Voraussetzung) oder X (beabsichtigte Voraussetzung) „inhärent“ ist.

Mit anderen Worten: Wir verbinden beide Begriffe mit logischer Strenge. – *Josiah Royce (1855/ 1916), ein pragmatischer Personalist, begründet in seinem Werk * The Principles of Logic * (New York, 1917) das Denken in logischer Strenge auf einer Ordnungstheorie : „Logik ist die allgemeine Wissenschaft der Ordnung.“*

Anders ausgedrückt: Korrekte Ableitungen („Schlussfolgerungen“) basieren auf objektiven Relationen (die genau Gegenstand der traditionellen Harmonologie sind). Anders formuliert: Zuerst die Logistik der Relationen, erst dann die anderen Zweige der Logistik!

EHF46

Die Rolle von Begriffen und Urteilen.

Wenn das Denken Gegenstand der traditionellen Logik ist, welche Rolle spielen dann der Begriff (Gegner reduzieren die traditionelle Logik manchmal auf eine „Logik der Begriffe“) und das Urteil?

1. – Der Begriff ist alles, was wahrhaftig irgendwo existiert, insofern er in unserem Bewusstsein in Form einer Vorstellung („Begriff“) präsent ist. In diesem Sinne ist Logik nichts anderes als Ontologie, die die Einheitslehre zu einer Lehre des Denkens entwickelt: „Sein“ ist jedenfalls das verarbeitete Material unseres Denkens. Selbst wenn es rein fiktiv wäre, ja, widersprüchlich (wie im Schluss „vom Absurden oder vom Absurden“). Das Absurde ist im streng logischen Sinne nichts anderes als das Udenkbare und daher Unmögliche und somit ein radikal irreales Gegenmodell zum Realen.

2. Das Urteil – wie wir eben gesehen haben – ist ein Hinweis darauf, was irgendwo „real“ ist. Eine Argumentationskette besteht nun aus mindestens zwei Hinweisen oder Urteilen über Begriffe in Form eines hypothetischen Satzes. Genau dieser hypothetische Satz ist Gegenstand der Logik.

Jacoby, o.a.O., 10. -- So wie die Realität an sich ontologisch – ob wir sie bewusst erkennen oder nicht – außerhalb des erkennenden und denkenden Subjekts (Ich, Du, Die Anderen) („subjektfrei“, sagt Jacoby) existiert, das in den offenbarenden Daten objektiv präsent ist, so stehen logisch die objektiven Identitäten hinter den Begriffen, die in Urteilen verarbeitet werden, in der Argumentation des Subjekts (Ich, Du, Die Anderen).

Jacobys Werk ist ein einziger langer Beweis, zusammen mit den Beweisen seiner zahlreichen Quellen aus der logischen Tradition, für jenen Lehrsatz, den wir uns auf der Grundlage des Vorhergehenden zu eigen machen.

Peirces Typologie des Denkens.

Biblische Quelle: Ch.SS Peirce, *Deduktion, Induktion und Hypothese*, in: *Popular Science Monthly* 13 (1978) 470/482. -- Wir nehmen sein berühmtes Bohnenbeispiel.

a. Abzug.

Alle Bohnen in dieser Tüte sind weiß.

Diese Handvoll Bohnen stammt aus diesem Beutel.

Diese Handvoll Bohnen ist weiß.

Man beachte, dass Peirce die Begriffe „nun“ und „daher“ zwar auslässt, sie aber impliziert. Er lässt sie weg, um die Übergänge von einer Argumentationslinie zur anderen besser darstellen zu können.

EHF47

Es ist unmittelbar ersichtlich, dass die Begriffe „alle“ und „diese Handvoll“ für die Gesamtklasse (universeller Begriff) und die Unterklasse (partikulärer Begriff) stehen. Somit lässt sich vom Ganzen auf einen Teil auf analytische Weise schließen, d. h. in Form einer „unmittelbaren Deduktion“ (HF 29).

Mit anderen Worten: Ein Abzug ist notwendig.

Beachten Sie in diesem Zusammenhang, dass „Alle Bohnen sind weiß“ tatsächlich auf einer vorherigen „summativen Induktion“ beruht: Wenn alle einzeln, dann alle gemeinsam!

b.1. Reduktion (Induktion).

Diese Handvoll Bohnen stammt aus diesem Beutel.

Diese Handvoll Bohnen ist weiß.

Alle Bohnen in dieser Tüte sind weiß.

Dies ist eindeutig eine Form der Generalisierung, nämlich von einer Unterklasse auf eine Gesamtklasse. – Es gibt auch eine „Generalisierung“ (vom Teilsystem auf das Gesamtsystem).

Die Reduktion ist immer „synthetisch“, in dem Sinne, dass man erst dann Gewissheit über die Richtigkeit der Verallgemeinerung (oder Generalisierung) erlangt, wenn man den Rest (die ungetesteten Proben) experimentell auf ihre Weiße untersucht.

„Wenn mindestens einer oder einige, dann alle“ ist erst nach weiterer Untersuchung gültig. Die Schlussfolgerung ist hypothetisch (ein Lemma).

b.2 . Reduktion (Hypothese).

Diese Handvoll Bohnen ist weiß.

Alle Bohnen in dieser Tüte sind weiß.

Diese Handvoll Bohnen stammt aus diesem Beutel.

Peirce bezeichnet „Hypothese“ im engeren Sinne auch als „Abduktion“. Dieser Begriff sollte vermieden werden. Die Aussage „Wenn diese Handvoll Bohnen weiß ist und alle Bohnen in diesem Beutel weiß sind, dann stammt diese Handvoll Bohnen aus diesem Beutel“ ist ebenfalls „synthetisch“, d. h. sie kann erst nach weiteren Tests empirisch bewiesen werden. Bis dahin bleibt sie ungewiss. Auch die Schlussfolgerung ist hypothetisch (= lemmatisch).

Modallogik.

Es betrifft ausschließlich die Modalitäten „notwendig“ (= „analytisch“) und „nicht notwendig“ (= „synthetisch“). Die Arten der Reduktion („Analysis“ im platonischen Sprachgebrauch) offenbaren mögliche Wahrheiten oder Schlussfolgerungen.

EHF48

Grundlagenforschung

Die berühmte Grundlagenforschung – beispielsweise von Mathematikern oder anderen Systemforschern (Strukturalisten) – steht und fällt mit Peirces

dritter Argumentationsart, nämlich der Hypothese. Diese lautet: „Wenn X, dann B. Nun, B. Daher X.“

Wir verwenden die nicht notwendige Ableitung, weil, wie Pater Bochensky sagt, Philosophen – vor allem die modernen (mit Ausnahme von Leibniz) – ihren Voraussetzungen und deren eigentlichem Geltungsbereich nicht genügend Beachtung schenken. Es gibt ein X (oder meist sogar mehrere X), d. h. eine (oder mehrere) ungeprüfte oder lediglich hypothetisch vorausgesetzte Voraussetzung, die das gesamte System oder Teile eines Systems bestimmt.

Warum stützen wir uns so stark auf die Untersuchung von Grundlagen, die X-Untersuchung? Weil die Wahrnehmung des Gegebenen durch ein oder mehrere X getrübt wird. Denn in der Axiomatik – seit Platon und Aristoteles – gibt es nur einen „Bereich“, der aufgedeckt und „evidenzmäßig“ gemacht werden muss; EHF 18 (Der transzendente Wahrheitsbegriff), insofern ein „Axiom“ oder eine „Grundlage“ (eine „Voraussetzung“) ausdrücklich gegeben ist.

In dieser Hinsicht haben Leute wie Derrida Recht: Sie versuchen, das „non-dit“ – das, was nicht explizit erwähnt, sondern verschwiegen wird – den Rest ganz oder teilweise auf kontrollierte und methodische Weise aufzuspüren.

Phänomenologie und Axiomatik.

Manchmal scheint es, als sei ein Phänomenologe alles andere als ein Axiomatiker. Doch das ist ein schwerwiegender Irrtum.

Das Gegebene, also das Phänomen oder das, was sich dem Bewusstsein unmittelbar erschließt, ist das, wonach gefragt wird. Wenn nun Denker, deren Sicht auf das Gegebene durch geheime oder indirekt eingeführte Axiome beschränkt ist, glauben, dadurch Einblick in die volle Wirklichkeit zu gewinnen, dann irren sie sich.

Die berühmte ABC-Theorie von Ellis und Sagarin, zwei amerikanischen Psychologen, kann hier aufschlussreich sein: Bezüglich A, dem gegebenen Phänomen, funktionieren mein Geist und meine Offenheit, B, so, dass ich A wirklich sehen kann.

Nun, die expliziten und erst recht die unerklärten Axiome (Grundlagen, Prinzipien) sind „B“, die Axiome, die Offenheit schaffen oder einschränken und

den Geist öffnen oder (zumindest teilweise) einschränken. So dass der Bereich A dem phänomenologischen Blick manchmal nur sehr teilweise sichtbar ist.

Die Ontologie, die Lehre von der Wirklichkeit, ist sich dessen sehr wohl bewusst!

EHF49

J. Taels, **Søren Kierkegaard als filosoof** (**Wijsgerige Verkenningen**), Leuven, 1991, versucht, die eigentümliche Philosophie des Vaters des Existenzialismus (z. B. Heideggers grundlegende Forschungen zur traditionellen Ontologie; z. B. der französische, atheistische Existenzialismus von Jean-Paul Sartre) in der niederländischsprachigen Welt verständlich zu machen.

Auf diese Weise widerlegt er eindeutig die weit verbreitete Meinung – die ihrerseits auf einem Mangel an direkter Auseinandersetzung mit Kierkegaards Texten beruht –, dass Kierkegaard ein „Irrationalist“ sei oder jemand, der nicht das geringste Gespür für die Zusammenhänge seiner Gedankenfragmente besitze, nur weil Kierkegaard sich vehement gegen „das System“ (nämlich das Hegels, das er in der Tat auf seine eigene, einzigartige Weise neu interpretiert) wendet.

Aber – was uns hier und jetzt besonders interessiert – Taels widerlegt – wie Kierkegaard selbst – auch ein weiteres weit verbreitetes Missverständnis, nämlich dass Philosophieren ohne jegliche Vorannahme möglich wäre.

Wie Otto Willmann schon damals deutlich machte: Die aufgeklärten Köpfe des 18. Jahrhunderts glaubten, alles „unvoreingenommen“ beurteilen zu können! Als könnten sie über jedem begrenzten Standpunkt stehen! Als könnten sie eine Art „göttlichen“ Standpunkt einnehmen, der alles regiert!

Atheisten gehen – oft naiv – davon aus, dass sie mit ihrem „neutralen“, unvoreingenommenen Blick alles in voller Wahrheit „sehen“: Sie vertreten häufig auch die Ansicht, dass jeder, der religiös ist, als denkendes Wesen machtlos ist und daher nicht ernst genommen werden sollte.

Die bekannten „Vorurteile“, die die Denker der Aufklärung bekämpften, wie etwa „verfallen“, „mittelalterlich“ usw., sind allesamt Axiome. Doch auch die Axiome der Aufklärungsdenker selbst sind Vorurteile! Sie vernebeln ihnen den Blick auf die gesamte Wirklichkeit – von der der Gläubige beispielsweise

einen Teil „sieht“, den der Atheist oder Säkularist nicht „sieht“ – aus Gründen der Voreingenommenheit oder „B“ (Ellis/Sagarin).

Deshalb – wie Bochenski so nachdrücklich betonte – ist Logik so entscheidend: Man durchschaut seine Axiome und Vorannahmen! Man sieht nichts weiter! Deshalb ist das Schema „Wenn X, dann meine Meinung(en). Nun, meine Meinung(en). Daher X“ so aufschlussreich logisch.

EHF50

6. *Ontologie als „Offensichtlichkeit“ (Wahrheit) (50/61)*

Nach der Logik folgt ein Kapitel über Erkenntnistheorie. Oder besser gesagt über Wissenstheorie, denn als Wissenschaftstheorie ist die Erkenntnistheorie nur ein Teil davon.

Das Licht, das erleuchtet, ist die ontologische Wahrheit, wohlgemerkt: a.lètheia, Evidentialität. Siehe EHF 18. Das Gegenwärtige, Erkennbare, Unmissverständlich *da*, das „aus dem Verborgenen hervorgetreten“ ist, sich offenbart, ist „Manifestation“ oder „fainomenon“, Phänomen. Der Gegenstand aller Phänomenologie.

Methodik.

Methodologie wird üblicherweise als „angewandte Logik“ verstanden. Das ist und bleibt natürlich richtig. Doch die Logik befasst sich mit „allem, was existiert, insofern es sich durch Wenn-Dann-Aussagen beschreiben lässt“.

Im weiteren Sinne ist das Entdecken von etwas in Verbindung mit der Nennung seines Namens wie eine Wenn-Dann-Klausel: „Ich sehe einen Freund dort herüberkommen. Ich sage: ‚Hallo, Jozef‘“.

Mit anderen Worten: Wenn es sich um Jozef, meinen Freund, handelt, dann ist es normal, dass ich ihn mit „Hallo, Jozef“ begrüße.

Anders ausgedrückt: Wer aufmerksam ist, entdeckt, dass die Realität voller „Wenn-dann-Sätze“ ist!

Heute geht es mehr um die Methode als Phänomenologie oder Phänomendarstellung.

George Boas, An Analysis of Certain Theories of Truth, Berkeley, Cal., Univ. of California Press, 1921.

Er unterscheidet mehrere „Stile“ der Entdeckung der Realität und ihrer akkuraten Darstellung.

1. Subjektivistische Theorien. (50/51)

Das, was es ermöglicht, vorbehaltlos von „Wahrheit“ (Beweisen) zu sprechen, ist das wahrnehmende Subjekt, sei es das Individuum oder die Gemeinschaft. – Was auf „überzeugende“ Weise Eindruck macht, erscheint als „wahr“ (real).

1.a.-- Epistemologischer Hedonismus.

Das Gegebene ist das, was sich als Phänomen darstellt. Voraussetzung für eine solche Theorie ist, dass es im weitesten Sinne als angenehm empfunden wird. Beispielsweise ist etwas, das ein angenehmes Gefühl von Nutzen oder Nützlichkeit vermittelt, „wahr“.

Dies äußert sich in verschiedenen Formen. Nehmen wir den Voreingenommenen: Er sucht tatsächlich nur das, was seine individuelle Meinung bestätigt – die schon immer da war –, was in der Tat „etwas Angenehmes“ ist. Nehmen wir den Traditionalisten: Er sucht im Grunde nur das, was die bereits bestehende Gruppenmeinung bestätigt; wenn dies geschieht, wird diese Bestätigung als „angenehm“ empfunden.

EHF51

Der debattierende, präferenzorientierte Mensch – die meisten Modernen und Postmodernen – handelt auch hinsichtlich der Wahrnehmung und Repräsentation wahrgenommener Dinge auf diese Weise: Die Bestätigung der von ihm vertretenen These erscheint ihm „willkommen“ und somit „angenehm“, und daher ist sie „wahr“. – Ch. S. Peirce sprach in der Vergangenheit ausführlich über diese drei Arten der Wahrheitsoffenheit.

1.b.-- Erkenntnistheoretische Argumentation . (51/52)

Eine weitere Form der Verschiebung des Wahrheitsbegriffs hin zum Subjekt, sei es individuell oder kollektiv, ist die Theorie, die Argumentation als einzigen oder primären Zugang zur Wahrheit propagiert. – „Kannst du das beweisen?“ So klingt es hier. Das bedeutet, es überzeugend in Form logischer Argumentation zu beweisen, koste es, was es wolle.

Rhetorik.

Neben Philosophie und spezialisierten Wissenschaften kannten die alten Griechen auch die „Redekunst“ oder „*tèchnè rhètorikè*“.

1. Die Rhetorik entstand auf der Insel Sizilien im Zuge von Ländungsverteilungsprozessen und ähnlichen Angelegenheiten. In diesem Sinne war sie eine wahre Lehre der Beredsamkeit. Sie lehrte, überzeugend zu argumentieren, damit die Botschaft „einsinkt“ und Verständnis „durch die Macht des Wortes“ entsteht. Im Laufe der Zeit entwickelte sich die antike Rhetorik neben der juristischen auch zur politischen (in der Agora, der Volksversammlung) und zur epideiktischen Beredsamkeit – jener, die alle möglichen Überzeugungstechniken einsetzte. Auf letzterer Ebene waren die ersten Sophisten wegweisend.

2. Unter Kaiser Augustus (-63/+14) entwickelte sich die Rhetorik zu einer eigenständigen Theorie der Kommunikation und Interaktion, die sich vor allem mit allem befasste, was Literatur war.

Dabei spielte die Textbildung eine entscheidende Rolle. Ein Text, sowohl gesprochen als auch insbesondere geschrieben, entsteht in fünf Phasen oder Aspekten.

A. Erfindung

(Heuristiken), bei Herodot von Halikarnassos (-484/-425) entweder 'autopsia', Erkenntnis durch eigene Beobachtung, oder 'historia', Forschung, die Daten liefert.

B. Siedlung

(Harmonologie, Ordnung), die die Abfolge der Teile eines Textes "ordnet".

C. Design

(Stilistik), welche den endgültigen Text ausformuliert. Herodot nannte diese beiden letzten Elemente „Logos“, eine geordnete und stilisierte Textgestaltung. – Für das gesprochene Wort folgten Auswendiglernen und Rezitieren.

EHF52

Es sei hier angemerkt, dass Chaïm Perelman (1912/1984) als einer der Begründer der Rhetorik als Argumentationstheorie gilt. Im Gegensatz zu den Neopositivisten (HF 03 (Empirismus); 04 (Künstliche Sprache); 06 (Sprachphilosophie)), insbesondere Frege (HF 05), die die Verachtung natürlicher und umgangssprachlicher Sprachen propagierten, argumentierte Perelman überzeugend, dass auch nicht-künstliche Sprache logisch gültig sein kann. Vgl. Ch. Perelman/L. Olbrechts, **Rhétorique et philosophie**, Paris,

PUF, 1952; ders., * *Traité de l'argumentation* *, Paris, PUF, 1958. – Daraus entwickelte sich die sogenannte „Neo-Rhetorik“.

Anmerkung: Gegen die Wahrheitsansprüche dieses und des vorhergehenden Tenors mag das, was Zenon von Elea (-500/...), ein Schüler des Parmenides, zu seiner Zeit bemerkte, bereits zutreffen: Wenn zwei oder mehr Sätze mit Argumenten „verteidigt“, „begründet“ oder „bewiesen“ werden, führt dies gewöhnlich zu einem „weder du noch ich beweisen alles“.

Aristoteles fasste eine der Thesen des Epikureers Zenon wie folgt zusammen. Aristoteles nannte diese Art von Behauptung „dialektisch“ (die Parteien bringen gültige, aber unzureichende Argumente vor) oder „rhetorisch“ (die Parteien argumentieren mit unausgesprochenen Beweisformen).

Im Übrigen: Die Wahrheitsansprüche der Subaktivisten sind nicht völlig wertlos: Sie können als Lemmata, also vorläufig akzeptierte Hypothesen, dienen.

2. - Theorien testen.

Um über eine rein subjektive Sichtweise hinauszugehen, ist eine Form des Testens notwendig.

2.a. – Die Kohärenztheorie. (52/53)

Diese Ansicht sieht die Wahrheit darin offenbart, dass unterschiedliche Elemente einer Argumentation miteinander in „Harmonie“ treten.

Logisch betrachtet bedeutet dies, dass es in der Darstellung keinen strikten Widerspruch oder keine Unstimmigkeit gibt.

Das Konzept eines „logisch kohärenten Systems“ ist hier die grundlegende Voraussetzung. – Wir haben in EHF 42 ein kleines Beispiel gesehen (Sokrates' Argument, dass Kephalos' Aussage über gewissenhaftes Handeln, das stets Gerechtigkeit bewirkt, einen Widerspruch impliziert), wo der Widerspruch, den eine Aussage enthalten kann, durch die Schlussfolgerungen aufgezeigt wird. Kephalos' Argumentation weist eine logische Widersprüchlichkeit auf: Sie ist nicht kohärent („widersprüchlich“).

Eine Anwendung.

G.-G. Grenger, **Pensée formelle et sciences de l'homme**, Paris, 1967, legt in einer kurzen Einleitung die verschiedenen Bedeutungen dar, die der Begriff „Strukturalismus“ haben kann.

A. Das Konzept des „Sprachsystems“ der Courthenay und Saussure.

B. Bourbaki – in Form einer von G. Cantor inspirierten Mengenlehre, die axiomatisch, deduktiv und formalisiert vorgeht – verschiebt das Sprachsystem von der gewöhnlichen Sprache hin zu „formalisierten“ Sprachen.

C. *Martial Gueroult, Descartes selon l'ordre des raisons*, Bd. 2, 1 (*L' âme et Dieu*), 2 (*L'âme et le corps*), Paris, 1953, verlagert den Begriff des „kohärenten Systems“ von Sprache und Arithmetik auf die Struktur eines philosophischen Systems. „Der von den Strukturalisten in Bezug auf die Philosophiegeschichte eingeführte Begriff der ‚Struktur‘ besteht darin, ein Werk (d. h. ein Denksystem) an sich als ein relativ geschlossenes und unabhängiges System zu betrachten, das der Strukturalist als solches zu ergründen sucht.“ Oc, 3. Vgl. Granger.

Im Übrigen gilt: Anders als eine Sprache (und selbst da) und ein streng axiomatisiertes mathematisches System sind philosophische Systeme so beschaffen, dass ihre Elemente nicht allein durch ihre Position innerhalb des Systems bestimmt werden. Mit anderen Worten: Ein philosophisches System ist niemals völlig abgeschlossen. Siehe Granger.

Boas bezeichnet solche Theorien als „relational“, d. h. sie konzentrieren sich einseitig auf Beziehungen. Hierbei werden die wechselseitigen Beziehungen der Teile einer philosophischen Darstellung, z. B. die (relationale) Wahrheit eines philosophischen Systems, mithilfe der Strukturanalyse offengelegt. Dies beinhaltet die Untersuchung, wie die Teile zueinander in Beziehung stehen.

2.b. – Die Korrespondenztheorie. (53/58)

Dies ist wohl die traditionellste Sichtweise. – Die hier relevante Beziehung – es handelt sich also erneut um eine relationale Theorie – ist die des erkennenden, denkenden Subjekts in der Begegnung mit dem Gegebenen. Das Gegebene und die Idee, in der es dargestellt wird, sind entscheidend.

Diese Theorie wurde in den letzten Jahrzehnten weitgehend widerlegt. Wörtlich: „zerlegt“. Von Menschen, die, wenn sie ihre Ausgangspunkte für die Realität betrachten, zu dem Schluss kommen, dass auch sie, irgendwo dank

einer Begegnung mit einer bestimmten Tatsache, ihre jeweilige „Wahrheit“ gefunden haben.

EHF53

Anmerkung: Die Diskussion zwischen Immediatisten und Mediatisten ist zu komplex, um hier im Detail darauf einzugehen. Dennoch Folgendes:

(1) Wie Ch. Lahr kurz in **Cours de philosophie**, I (*Psychologie, Logique**), Paris, 1933-27, 1 3/125 (*Diverses théories relatives à la perception**) erläutert, ist unter „Mediatismus“ jene Auffassung der Begegnung von „Subjekt/Objekt“ zu verstehen, die behauptet, dass wir als subjektiv isolierte Wesen das Objekt, die Realität, insbesondere die der „Außenwelt“, nur indirekt erfassen können.

Medial: durch Sinneseindrücke, die letztlich in unser Bewusstsein eindringen. – Die Cartesianer, mit dem von ihrem Gründer R. Descartes betonten Fokus auf „la sens intime“ – die innere Wahrnehmung –, neigen stets zum Mediatismus. Die Seele war für Descartes ein reiner „Engel“ (rein immateriell) in einer „Maschine“ (dem Körper als materiell-mechanischem System). Die Frage lautete dann natürlich: „Woher wissen wir, dass die (Sinnes-)Eindrücke, die irgendwie in unsere ‚Seele‘ (also unser Bewusstsein) eindringen, ‚wahr‘ sind?“

(2) Wie Lahr auch erklärt: „Immediatismus“ ist die Ansicht, dass sich unser Bewusstsein auf die Daten, die „Realität“, konzentriert.

Die Commonsenisten – gegründet von Thomas Reid (1710–1796; Anführer der „Schottischen Schule“) – wandten sich gegen Descartes’ „le sens intime“ (den „intimen Sinn“) und dessen „Angelismus“. Für sie existiert in jedem von uns der „la sens commun“ (Claude Buffier, SJ (1661–1737)), der „gesunde Menschenverstand“ (nicht zu verwechseln mit „vernünftiger Vernunft“), der, sobald er eine beobachtete Tatsache erfasst, stets die grundlegende Realität des Beobachteten erfasst. Wir sagen „grundsätzlich“, da angenommen wird, dass die Beobachtung die „Realität“ „bis auf Weiteres“ liefert, d. h. bis sich das Gegenteil als wahr erweist.

Der Commonsismus lässt in seiner modernen Form die antike Korrespondenzlehre Platons und Aristoteles und später der mittelalterlichen Scholastik wiederaufleben.

Sie lässt auf ihre Weise auch die intentionale Psychologie von Franz Brentano (1838/1917) wieder aufleben – indem wir auf das Gegebene achten, erfahren wir die Wirklichkeit – und folgt in seinen Fußstapfen beispielsweise auch Meinongs (1857/1927) – beide Mitglieder der österreichischen Schule, die die Scholastik teilweise wiederbelebt – mit ihrem Konzept der „Intentio“ (prima und secunda).

EHF54

Übrigens: Die „intentio“ bedeutet „Aufmerksamkeit schenken“ (die Aufmerksamkeit auf etwas richten) oder „den Fokus unseres Bewusstseins auf“ eine bestimmte Realität, selbst wenn diese „Realität“ nichts anderes als eine Einbildung war.

Die erste Aufmerksamkeit („gut“) ist die gewöhnliche, alltägliche Aufmerksamkeit, die fast immer auf alltägliche Dinge gerichtet ist.

Die zweite Aufmerksamkeit ist die Aufmerksamkeit, die mit der (ersten) Aufmerksamkeit verbunden ist. Dies ist: „reflexive“ oder schleifenförmige Aufmerksamkeit. Zum Beispiel, wenn wir darüber nachdenken, dass wir über etwas nachdenken.

Derrida.

Derrida ist ein äußerst produktiver Autor von hohem eristischem Kaliber. Seine Werke sind nicht immer leicht verständlich, selbst für seine zahlreichen Anhänger – und sie sind mitunter Gegenstand hitziger Diskussionen. Schließlich handelt es sich bei seinen Werken um Hermeneutiken/Kommentare, ja, um Kommentare zu Kommentaren. Denker wie Platon, Rousseau und insbesondere de Saussure werden in ihren Texten ins Visier genommen – man kennt ja den Ausdruck „jemanden an seiner Schwachstelle treffen“ –, sodass Derrida durch geschickte Manöver hinsichtlich aller Arten von Interpretationen unzählige Interpretationen in der endlosen Reihe von Interpretationen herausgearbeitet hat, in der jeder von uns – seiner Ansicht nach – buchstäblich „gefangen“ ist, und zwar aus dem Text, den er „dekonstruiert“.

Seine Interpretationen stehen und fallen mit der „Urschrift“ (écriture), also den Beziehungen der Zeichen – in erster Linie sprachlicher Zeichen –, in denen wir wörtlich denken. Ohne dieses Netz von Zeichen (Botschaften), die durch Gegensätze aufeinander Bezug nehmen, gibt es praktisch nichts.

Derrida schreibt, spricht und denkt, als gäbe es nur gegensätzliche Zeichenpaare. Diese offenbaren sich in allem, was wir durch innere Worte denken, in allem, was wir durch Äußerungen mitteilen!

Anders ausgedrückt: Wenn es jemanden gibt, der die Unmittelbarkeit der Subjekt-Objekt-Beziehung („die Begegnung“) auflöst, dann ist er es. Insofern ist er ein Mediatist.

Dies wurde in einer hitzigen Diskussion zwischen ihm und Ricoeur sowie Jeanne Parain-Vial in Montreal deutlich (wie *J. Parain-Vial* in **Tendances nouvelles de philosophie**, **Le Centurion**, 1978, S. 90, anmerkt): Es gibt keine „erste“ Wahrnehmung! Was existiert, ist der Urgrund sprudelnder Interpretationen (l'écriture oder Urschrift), in dem jedes denkende Wesen gleichsam erstickt wird, als Individuum, das direkten Kontakt mit dem Gegebenen sucht. Wir sind gefangen im endlosen Aufwallen – dem Urdrang der Zeichen (akustisch, geschrieben, gesprochen usw.) –, von denen wir – ich, du, wir – etwas auffangen, das in uns – in mir, dir, uns – zum wiederholten Mal zu einem individualisierten Zeichen wird.

EHF55

J. Parain-Vial, oc, 86. – Derrida kritisiert – oder besser gesagt „dekonstruiert“ – Husserls Wahrnehmungstheorie. „Dass Wahrnehmung nicht existiert (oder zumindest nicht das, was man ‚Wahrnehmung‘ nennt), dass sie nicht die Rolle des Ursprungs spielt und dass in gewissem Sinne alles mit der Repräsentation ‚beginnt‘ ...“

Es ist bekannt, dass die Texte des bedeutendsten mittelalterlichen Denkers der Scholastik, Thomas von Aquin, in gewisser Weise von dem Begriff „quodammodo“ nur so wimmeln.

In der traditionellen Urteilstheorie werden Subjekt und Prädikat so unterschieden, dass das Prädikat des Subjekts explizit genannt wird. Wird jedoch eine Modalität eingeführt (sei es bezüglich des Subjekts, wie z. B. „einige“, oder des Prädikats, wie z. B. „in einem gewissen Sinne“), so führt diese Modalität oder Einschränkung eine Nuance ein, die die Bedeutung des Satzes mitunter grundlegend verändern kann. Hierbei beziehen wir uns nie auf die Modalität „nicht“ (wie etwa „Nicht alles beginnt mit einer Repräsentation“), sondern auf alle nuancierten (differenzierenden) Modalitäten.

Man beachte, wie Derrida – der gerissene Fuchs, der er ist – das Wort „in gewissem Sinne“ in die Diskussion mit Andersdenkenden und ihren Fragen einbringt. So beiläufig! Fast unbemerkt. Es ist beinahe ein „un non-dit“, etwas, das nicht explizit ausgesprochen wird!

Diese Modalität wird in der großen Tradition als „cum grano salis“ bezeichnet – mit Vorsicht zu genießen. Stilistisch lässt sie sich folgendermaßen zusammenfassen: Mit einer Modalität kann man alles behaupten und ist nie wirklich widerlegbar. Denn „in gewissem Sinne“ hat Derrida, so sehr er auch übertreibt, immer und überall Recht (was eine universelle, allgemein gültige Aussage ist).

J. Parain-Vial, oc 82. – Derrida zitiert in den Diskussionen die Kunstgalerie in Dresden. – Dort wird ein Werk von Teniers ausgestellt, das selbst eine Galerie mit einem Gemälde darstellt, welches wiederum eine Galerie mit einem Gemälde darstellt und so weiter endlos.

Derrida schildert sich also als Wanderer in jener endlosen Reihe von Galerien mit Darstellungen von Darstellungen von Darstellungen ... Als gäbe es nicht auch eine „Realität“ außerhalb dieser Galerie! Das ist Hypermediatismus. Letztendlich existiert in unserem Bewusstsein keine vorgegebene Realität mehr – möglicherweise mit den notwendigen Ungenauigkeiten –, sondern nur noch ein endlos übertragenes Bild an sich, in dem wir umherirren, abgeschnitten von dem, was dargestellt wird.

EHF56

Dass die Bilder der Daten in einer kulturhistorischen Reihe – im Altgriechischen „Paraphrase“ genannt – überliefert werden, also durch Worte und Zeichen aller Art, ist richtig. Doch nebenbei – außer im Fall der Mediatisten – geht es auch darum, was darstellbar ist und tatsächlich dargestellt wird.

Es stimmt, dass wir kulturell und historisch durch eine Reihe von Traditionen in Bezug auf Begriffe, Urteile und Denkweisen aller Art geprägt sind. Doch außer bei jenen, die sich nur mit den Begriffen selbst befassen und nicht mit deren Bedeutung im Hinblick auf die Daten, ... geht es letztendlich immer mehr oder weniger um die Daten, über die in Begriffen gesprochen wird!

Nur noch eine kurze Frage.

Wenn Derrida behauptet, es gäbe kein Gegebenes, sondern nur ein Bild (nicht vom Gegebenen, denn das dürfte ja gar nicht existieren, sondern wovon?), wie unterscheidet er dann „Gegebenes“ von „Bild“? Besteht dann überhaupt noch ein Unterschied („différence“) zwischen „Gegebenem“ und „Bild“? Oder sind „Gegebenes“ (das Dargestellte) und „Bild“ einfach völlig identisch?

Wie lässt sich dann erklären, dass alle Sprachen die beiden Begriffe als Gegensatzpaar ausdrücken? Oder sind „gegeben“, d. h. das Dargestellte, und „Repräsentation“ nur in einem bestimmten Sinne völlig dasselbe?

Soviel zu einem der hitzigsten Streitpunkte in der Diskussion um die Korrespondenztheorie in Bezug auf die „Wahrheit“, den Beweischarakter dessen, was ist.

Notiz-- J. M. Bochenski, *OP, Philosophische Methoden in der modernen Wissenschaft*, Utr./Antw., 1961, gibt uns Einblick in

A. Die deskriptive Methode, die ihren Wert insbesondere in der Husserlschen Phänomenologie beweist (auch die antike Rhetorik kannte auf ihre Weise Beschreibung, Erzählung und Bericht), und

B. Die reduktiven Methoden, die beispielsweise in den Naturwissenschaften oder den Geisteswissenschaften Anwendung finden (man denke an die verstehende Methode von W. Dilthey (1833/1911: Geisteswissenschaften)), unterscheiden sich erheblich von den rein semiotischen (Zeichentheorie) und axiomatisch-deduktiven (logistischen und mathematischen) Methoden, die eher in die vermittelten Bereiche gehören.

EHF5 7

A. de Groot, *Methodologie (Grundlagen der Forschung und des Denkens in den Verhaltenswissenschaften)*, Den Haag, 1961-1, S. 29, liefert uns das Schema der faktischen Definition, die über das wörtliche Wort hinausgeht.

Der von ihm so genannte „Zyklus empirisch-wissenschaftlicher Forschung“ beginnt – sehr zum Ärger der Mediatisten – mit der Beobachtung, verallgemeinert zu induktiven Ergebnissen, leitet deduktiv Tests aus dem Erreichten ab und endet mit einem Werturteil.

Das ist reine Korrespondenztheorie! Phase 1 (Beobachtung) und Phase 4 (Testen) werden förmlich mit Daten überschwemmt. Phase 2 (Induktion), 3 (Deduktion) und 5 (Werturteil) stellen die „Mediatisierung“ dar, d. h. das, was unser Verstand aus den Daten extrahiert, also Bilder.

2.c. – die „voluntaristische“ Wahrheitstheorie. (58/61)

G. Boas kommt offenbar zu der Ansicht über die Natur von Beweismitteln, die ihm am besten passt! Misstrauisch gegenüber einigen karikaturhaften und sogar simplistischen Darstellungen der bisherigen Theorien, einschließlich der Korrespondenztheorie, plädiert er für das Eingreifen des Untersuchungswillens.

Jede „Repräsentation“ – so behauptet er – ist lediglich „vermittelt“, d. h. ein Zeichen (die Daten sind bereits Zeichen), das hervorgehoben und interpretiert wird. Dieses Hervorheben selbst erfordert eine Überprüfung. Warum? Wer von einem Gegebenen (einem bereits hervorgehobenen Zeichen) ausgeht, ein mit dem Gegebenen zusammenhängendes Ziel vor Augen hat, sodass er – in Form eines Experiments, also einer empirischen Untersuchung – das Gegebene, d. h. das darin enthaltene Zeichen (die Information) und dessen Hervorheben, „auf die Probe stellt“, wird experimentelle „Wahrheit“, empirischen Sachverhalt finden.

Ch. Lahr, SJ Cours de Phil. Ich (Psy. Log .), Paris, 1933-27, 583, definiere „Experimentieren“ wie folgt: „durch einen Eingriff des menschlichen Willens ‚künstlich‘ die Manifestation von Phänomenen hervorzurufen“, sodass unter den vom Provozierenden festgelegten Umständen (die vollständig unter seiner Kontrolle stehen), die zu testende Hypothese (das Lemma) entweder bestätigt oder widerlegt wird.

Diesen Aspekt als entscheidend für die Wahrheit darzustellen, impliziert den „Experimentalismus“, eine vornehmlich angelsächsische Tradition.

EHF58

Lahr, oc, 604, zitiert *Francis Bacon von Verulam* (1561/1626; bekannt für sein bahnbrechendes Werk *Novum organum scientiarum* (1620)).

Anhand von Modellen, die „sprechen“ (eine Form der Offensichtlichkeit!), skizziert Bacon drei Methoden.

1.a. Die rein empiristischen Rationalisten gleichen Ameisen, die sich damit begnügen, 1. Material (Daten) ohne Kohärenz oder Ähnlichkeit anzuhäufen.

1.b. Die apriorischen oder rein rationalen Argumente gleichen der Spinne, die aus ihrem Körper bewundernswerte Netze 'produziert': voller Raffinesse und Symmetrie, aber ohne Festigkeit oder Nutzbarkeit.

2. Die experimentellen Begründungen ähneln jedoch der Biene, die die Stoffe für ihren Honig aus den Blüten (den Daten) extrahiert, diese Stoffe dann aber – dank ihrer eigenen Geschicklichkeit – zu Nektar verarbeitet.

Nur dann – so Bacon – kann man seine Hoffnung auf die enge Verbindung von Erfahrung und Vernunft setzen, deren Trennung – ein trostloses Unterfangen – bisher in den Wissenschaften alles in Unordnung gebracht hat. (*Novum Organum*).

Hier haben wir in Kürze die drei Haupttendenzen des modernen Rationalismus seit dem Ende des Mittelalters.

Es ist völlig klar, dass hinter G. Boas' Buch und seiner Betonung des in den Daten selbst vorhandenen und auf unsere Interpretation wartenden Zeichens ein Bezug zu Ch.S. Peirce steht.

Für Peirce ist die uns umgebende und in uns gegenwärtige Realität letztlich voller Zeichen, also Informationen. Diese Zeichen – er bezeichnet sich in Bezug auf den Bezug unseres Denkens zur Realität ausdrücklich als „scholastischen Realisten“, einen mittelalterlichen Realisten (begrifflichen Realisten) – werden bestmöglich in unseren mentalen Zeichen, also unseren Ideen, repräsentiert. Beide Arten von Zeichen oder Informationen, sowohl im Objekt als auch im Subjekt, werden im Zeichensystem der Sprache in sprachlichen, geschriebenen und gesprochenen Zeichen ausgedrückt.

In seinem Werk ** Wie wir unsere Ideen klar machen **, in: ** Popular Science Monthly **, Bd. 12 (1878): 286/302, formuliert Peirce seine pragmatische Maxime: „Überlegen Sie, welche Auswirkungen, die möglicherweise praktische Relevanz haben könnten, wir dem Gegenstand unserer Konzeption zuschreiben (siehe auch 59-2). Dann ist unsere Konzeption dieser Auswirkungen unsere gesamte Konzeption des Gegenstandes.“ (*R. Berlinger, Hrsg./Kl. Oehler, *Über die Klarheit unserer Gedanken*, Ch.SS. Peirce, *Über die Klarheit unserer Gedanken*, *Frankfurt, 1968, 62f.*).

Anders ausgedrückt: Das pragmatische Prinzip, also das auf die Wirkungen ausgerichtete Prinzip, besagt, dass man nur dann weiß, was ein Konzept in seiner eigenen Realität tatsächlich beinhaltet, wenn und in dem Maße, wie man „mit ihm arbeitet“ – mit ihm experimentiert.

Hinweis: Lesen Sie EHF 42 erneut, wo Sokrates und Platon zu „Schlussfolgerungen“ anregen, um genau zu verstehen, was die Definition des Kephalos begrifflich impliziert.

Anders ausgedrückt: Was wird aus diesem Konzept (dieser Theorie) – wenn man sie anwendet? – ist die Hauptfrage der pragmatischen Maxime.

Anmerkung: Natürlich wurde diese Maxime missverstanden, weil sie nicht aus Peirces Axiomen, sondern aus eigenen, ihnen fremden Axiomen abgeleitet wurde.

Peirce: „Diese Maxime wurde als ein verkrustetes und materialistisches Prinzip bezeichnet. – Tatsächlich ist sie lediglich die Anwendung des einzigen logischen Prinzips, das Jesus empfahl: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.““

Dies impliziert, dass dieses Prinzip eng mit den Gedanken des Evangeliums übereinstimmt.

Auch den Begriff „praktische Orientierung“ sollten wir nicht in einem niedrigen und schäbigen Sinne interpretieren.

Seht, was Peirce selbst noch hinzugefügt hat.

Anmerkung: Peirce hätte dort ein in unseren früheren Katechismen erwähntes „pragmatisches Prinzip“ hinzufügen können. Wir zitieren daher einfach in der alten Sprache:

Die Früchte des Heiligen Geistes.

Diese zwölf Tugenden, die der Heilige Geist in uns wirkt, sind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Langmut, Sanftmut, Treue, Bescheidenheit, Ehre und Reinheit. – Denn wie man sagt: „An den Früchten erkennt man den Baum“, so erkennt man auch besonders an den Früchten des Heiligen Geistes, in wem der Heilige Geist wohnt und folglich, wer gerecht ist.

Man kann sehen, dass dieser reichhaltige, archaische Text mit der pragmatischen Maxime bestens vertraut ist.

Peirce war – so betrachtet – lediglich das Sprachrohr einer alten Tradition, die er, zugegebenermaßen, in einem schwierigen englischen Text zum Ausdruck brachte.

EHF60

Notiz-- Hegel, interpretiert von Pater Engels . (60/61)

Warum gehen wir so ausführlich auf Engels' Interpretation Hegels ein? Weil es eine zugrundeliegende Theorie bezüglich der „Wahrheit“ (Evidenz) gibt, die wertvoll ist. Diese steht somit in perfektem Einklang mit dem Vorhergehenden.

Bibliothek Straße: *Friedrich Engels, Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie* , Stuttgart, 1888-2, in initio.

Thema: Hegels Sprichwort (Maxime)! „Alles, was wirklich ist, ist genial. Und alles, was wirklich genial ist, ist wirklich“ (*Grundlinien der Philosophie des Rechts*). – Hören wir uns den Kommentar von Engels an.

In Hegels Sprachgebrauch – nicht in dem vieler jener, die ihnen fremde Axiome aus ihm ableiten – ist nicht alles, was tatsächlich existiert, unmittelbar „real“.

Denn bei Hegel bedeutet „wahrhaftig“ auch „alles, was ein Gegebenes richtig erfasst und die damit verbundene Frage richtig löst“. In diesem Sinne, und in keinem anderen, muss Hegels Aphorismus verstanden werden.

„Wirklich“ ist daher „vernünftigerweise“ zu rechtfertigen. Kurz gesagt: „vernünftig“ oder „rational“. „Wirklich“ ist auch gleichbedeutend mit „notwendigerweise“. Schließlich erfordert die gegebene Situation mit ihren inhärenten Anforderungen – als Lösung in einer Notsituation – notwendigerweise eine „reale“ Lösung.

Wenn und insofern eine Lösung das Gewünschte erfasst und umsetzt, wird deutlich, ob sie die richtige, vernünftige und notwendige ist. Erst dann offenbart sich ihre Richtigkeit.

„Wahrheit“ im pragmatischen Sinne: „Welche Auswirkungen hat dies auf die Problemlösung?“ Die vorgeschlagene Lösung erkennt man an ihren Ergebnissen: Erfüllt sie die Erwartungen, so ist sie (scheinbar) die „wahre“ Lösung. Wenn sowohl das Gegebene als auch das Gewünschte ihre volle Wirkung entfalten, wird die wahre Lösung offensichtlich und offenbart sich.

Englisch.

Eine staatliche Maßnahme – etwa im Bereich der Steuern – ist, sobald sie erlassen ist, nur insofern „real“ (die wahre Maßnahme), als sie sich in die Gesamtheit – „das lebendige Ganze“, wie Hegel sagt – des Staates einfügt.

Wenn sich herausstellt, dass die Maßnahme „schlecht“ (unwahr) ist, aber nicht zurückgenommen wird, dann beweist dies die „Bösartigkeit“ derjenigen, die nicht reagieren und die Unwirklichkeit der Maßnahme nicht aufdecken.

EHF61

Notiz-- Revolutionäre Theorie.

Die pragmatische „Wahrheit“ (die auf den Auswirkungen basierende evidenzielle Wahrheit) ist – wenn es eine „Unwirklichkeit“ (der Lösungen) gibt und wenn diese „Unwirklichkeit“ eine ausreichende Anzahl von Menschen erreicht, die zudem bereit sind, aktiv einzugreifen – manchmal revolutionär.

Friedrich Engels und sein Denkerkollege Karl Marx erkannten dies sehr deutlich. – Hegel spricht stets mit Begeisterung von der Französischen Revolution (1789/1799). Denn seiner Ansicht nach war die französische Monarchie, die „von Gottes Gnaden“ (die Formel, die den sakralen Charakter unterstreicht) einst „real“ gewesen war (da die Mentalität, zusammen mit der historischen Situation, darauf wartete), „unreal“ geworden (nicht mehr problemlösend) und somit nicht mehr „notwendig“ (einem Bedürfnis entsprechend) und daher nicht mehr vernünftig – das heißt, nicht mehr durch die Vernunft, die die Realität prüft, zu rechtfertigen oder zu begründen.

Die Französische Revolution „zerstörte“ (dekonstruierte) die Monarchie. Denn die Monarchie war „das Unwirkliche“ und die Revolution „das Reale“. So lauteten zumindest die damaligen Erwartungen.

Englisch.

So wird im Laufe der Entwicklung alles Frühere unwirklich, verliert seine Notwendigkeit, seine Rationalität. Friedlich, wenn das Frühere vernünftig

genug ist, zu weichen. Gewaltsam, wenn es sich dieser Notwendigkeit widersetzt.

Anmerkung: Man sieht also, wie Engels, wie Marx, eine spiritualistische Theorie – die, richtig verstanden, gut ist – aufgreift und sie in einen materialistischen Sinn verdreht, sie also „auf den Kopf stellt“.

Englisch.

So wie die Bourgeoisie durch Großindustrie, Wettbewerb und den globalen Markt alle fest etablierten Institutionen im praktischen Bereich untergräbt, so untergräbt die Hegelsche Philosophie alle Konzepte, die eine definitive, absolute „Wahrheit“ beanspruchen, und alle „absoluten“ menschlichen Situationen, die dieser „Wahrheit“ entsprechen.

Für sie existiert nichts Endgültiges, „Absolutes“ oder „Heiliges“: Sie verdeutlicht die Vergänglichkeit von allem und jedem. Ihrer Ansicht nach existiert nichts außer dem ununterbrochenen Prozess des Werdens und Vergehens, der endlosen Evolution vom Niederen zum Höheren.

Mit anderen Worten: Marx und Engels ahmen das bürgerliche Modell nach, stellen sich aber gegen die Bourgeoisie!

EHF62

7. Moderne (62/77)

Nachdem wir einige – wenn auch nicht alle – Hauptpunkte unserer Position verdeutlicht haben, können wir nun direkt über aktuelle Philosophien diskutieren.

Das erste Thema ist natürlich die Abgrenzung von „allem, was ‚modern‘ ist“ von „allem, was vormodern ist“ und „allem, was sich selbst als postmodern bezeichnet“.

Ursprung. -- Betrachten wir ein kulturhistorisches Vokabular.

1. Unser heutiger Begriff „modern“ leitet sich vom lateinischen „hodiernus“ ab – ein Begriff, der ab etwa 500 auch „modernus“ ausgesprochen wurde – was „gegenwärtig/aktuell/zeitgenössisch“ bedeutete (was wir heute manchmal mit „im Sein“ wiedergeben).

2.-- Mittelalterlicher Sprachgebrauch.

Ab 900 wird dieser Begriff in kirchlichen Kreisen (der Klerus beginnt als „kulturelle Avantgarde“ die Kultur zu kontrollieren) in zweifacher Weise verwendet.

A.-- *meliorativ.*

Unternehmungslustig, -- auf dem neuesten Stand der Daten (Fakten, Ideen) -- „aktuell“ -- aufgeschlossen, ja, manchmal liberal.

B.-- *abwertend.*

Begierig auf alles Neue oder Neuartige, einfach weil es neu ist oder neu erscheint; -- modisch, -- aktualistisch (aufgehend im flüchtigen Augenblick), mitgerissen von der Dynamik der vorbeiziehenden Strömungen; -- frivol (nicht tiefgründig in die Dinge eintauchend).

3. -- *Moderne Verwendung.*

Vor allem zwischen 1520 und 1650 wurde der Begriff „modern“ erstmals bewusst verwendet, um „nicht-mittelalterlich“ oder „nachmittelalterlich“ zu bezeichnen.

Die Grundbedeutung bleibt „meliorativ“: „gegenwärtig/aktualistisch“, vor allem zukunftsorientiert, fortschrittlich.

Charakteristisch für die Renaissancezeit war das Trecento in Italien, - Höhepunkt unter Papst Leo X. (einem der Medici) (1475–1521), - später in Frankreich unter Franz I. (1494–1547), - schließlich im gesamten Westen.

Eine der Bezeichnungen für diese Periode ist „Übergangszeit“ (d. h. vom vormodernen Mittelalter zur Neuzeit).

Soweit zur kurzen Semasiologie (Bedeutungstheorie). Nun zur inhaltlichen Analyse. Denn alles Postmoderne oder Postmodernistische verwirft zwangsläufig alles, was als modern gilt. Die Debatte seit der Romantik (ab 1790) dreht sich um das Progressive, den Glauben an den Fortschritt.

EHF63

Das dualistische moderne Lebens- und Weltverständnis.

Lesen Sie EHF 61 (Der ununterbrochene Prozess von Aufstieg und Fall) noch einmal: Engels hatte als Kulturanalytiker völlig Recht! Das Bürgertum, beginnend mit den spätmittelalterlichen Städten – zuerst in Italien –, stellte

die alten, „sakralen“ und unveränderlichen Kulturelemente auf wackeligen Boden. Das ist bis heute so geblieben.

Die modernen Wissenschaften.

Hand in Hand mit dem Aufstieg und der Sieg der Bourgeoisie – „die Bourgeoisie“, sagen die Marxisten – entsteht die moderne Wissenschaft.

G. Van Steendam, **Science in Search of Ethics **, in: **Onze Alma Mater ** 39 (1985): 2, 81/117, weist in der Einleitung auf das „doppelte Gesicht“ hin, das die Wissenschaften zeigen, sobald sie modern sind.

Einerseits ein äußerst konstruktiver Aspekt, andererseits ein sehr gefährlicher! Dies hat sogar den gesunden Menschenverstand, einschließlich des einfachen Volkes, durchdrungen und sich insbesondere in fast allen Industrieländern (aber nicht ausschließlich) zu einem Öko-Pazifismus entwickelt.

Schließlich sind die modernen Wissenschaften, insbesondere in ihren exakten (experimentell-mathematischen) Formen (Coppernicus, Tycho Brahe, Johannes Kepler, Galileo Galilei (1564/1642; Begründer der exakten Wissenschaften)), insofern „positiv“ („definit“), als sie versuchen, bloße Tatsachen aus dem einen oder anderen Blickwinkel zu beschreiben.

Vorausgesetzt, dass die ethischen Werte – denn sie sind niemals, absolut niemals, im strengen Sinne „wertfrei“ (wie es oft genannt wird) – außer Acht gelassen werden.

Wenn man von der „Wertfreiheit“ der assertiven Wissenschaften spricht, meint man immer die ethischen Werte (unabhängig davon, ob sie von Religion oder Ähnlichem geleitet werden).

Dies wird auch als die „säkulare“ oder „weltliche“ Essenz der typischerweise modernen spezialisierten Wissenschaften bezeichnet, die auf das irdisch Brauchbare reduziert wird.

Wir wissen inzwischen, sobald wir uns von der Verblendung durch den Fortschritt befreit haben, dass die modernen Wissenschaften und die mit ihnen verbundenen Techniken alles andere als bloßen Wohlstand und vor allem Wohlbefinden schaffen.

Betrachten wir die „soziale Frage“, bei der eine kleine Gruppe von Reichen versucht, die gesamte Wirtschaft zu kontrollieren und dabei den Wohlstand und vor allem das Wohlergehen der breiten Masse – ob erwerbstätig oder arbeitssuchend – vernachlässigt. Etwas, das beispielsweise Karl Marx sehr deutlich erkannte.

EHF64

Dies erklärt EHF 07, was dort als „Sozialkritik“ oder „Kommunismus/Faschismus, Liberalismus/Libertarismus (Anarchismus), Unterentwicklungstheorie“ bezeichnet wird.

Ohne die „Bourgeoisie“ und die modernen Fachwissenschaften – MacLuhan sprach von „spezialisierten Fanatiken“ – würde nichts davon existieren.

Das moderne „Lebensgefühl“

Man könnte nun auch von „Lebensstil“ sprechen. – *Marshall Berman beschreibt ihn in seinem Werk „Alles Feste zerfällt in Luft“ (Die Erfahrung der Moderne), London, 1885, wie folgt.*

Berman betrachtet die „Moderne“ aus der Perspektive des Wertesinns (HF 19, 31 (Das „Gute“)): Unser transzendentaler Wertesinn ist so beschaffen, dass er beispielsweise mit übermäßigem Vertrauen wertschätzt (die Trunkenheit des Fortschritts) oder ängstlich ablehnt (Untergangsgedenken).

Berman.-- Ist „modern“ die Kombination oder der Wechsel von Hybris angesichts dessen, was man zu tun wagt, und Furcht angesichts all der Bedrohungen, die das erschüttern, was man zu tun wagt?

a. Der moderne Mensch erlebt, um Goethes Worte zu verwenden, ein faustisches Lebensgefühl: Mit seinen Zeitgenossen, in der Tradition der großen Gründerväter der Moderne, sieht er beispiellose Möglichkeiten – Entwürfe, Innovationen –, denen wir hinzufügen: Revolutionen. Das ist die Sprache des Machtgefühls.

b. Derselbe moderne Mensch – so Berman – nimmt die ständigen Veränderungen in seinem Lebensbereich – Veränderungen, die er selbst als Machthaber herbeiführt – leicht als Bedrohungen, Unsicherheiten und Risiken wahr. Der moderne Mensch ist sich in Wirklichkeit nie sicher. Morgen könnte alles schon anders sein.

Insbesondere im Hinblick auf die Weltanschauung.

a. Der traditionsgebundene Mensch (Vormoderne) lebt auf der Grundlage fester Gewissheiten, die durch die Tradition tief verwurzelt sind.

b. Der moderne Mensch, ein entwurzeltes Wesen, fühlt sich in einer Atmosphäre der Unsicherheit wohl. Religion, Moral, Arbeitsplatzsicherheit, Ehesicherheit usw. sind ungewiss geworden. „Alles Feste löst sich in Luft auf“, sagt Berman: „Alles Stabile, ‚Feste‘, verflüchtigt sich – verschwindet.“

Seht her, was ein Berman nach eingehender Analyse unter „moderner“ Lebensfreude versteht.

EHF65

Revolutionen. Revolutionen. Revolutionen.

Revolutionen hat es schon immer gegeben. Doch die moderne Reihe von Revolutionen hat eine Hauptcharakteristik: die „Fundamente“ oder „Basisschichten“ des kulturellen Systems werden ins Wanken gebracht.

Der Begriff „Revolution“

„Revolution“ war ursprünglich ein astrologisch-astronomischer Begriff. Man braucht nur an den Titel eines der Begründer der modernen exakten Wissenschaftsmethode (natürlich der Naturwissenschaften), *Nikolaus Copernicus* (1473/1543; polnischer Kanon), zu denken: „*De revolutionibus orbium coelestium libri sex*, Norimbergae, 1543“.

Nicht nur Copernicus, sondern beispielsweise auch ein Chaucer (Geoffrey Ch.: 1340/1400; englischer Dichter) kannte im Jahr 1391 nur die astronomische Bedeutung des Begriffs.

Doch mit Beginn der Moderne verschiebt sich die Bedeutung. Kein Wunder: Allein im politischen Bereich gibt es die Jahre 1642 und 1688 (Englische Revolution), 1776/1783 (Amerikanische Revolution), 1789+ (Französische Revolution), 1917 (Sowjetische Revolution) und 1949 (Chinesische Revolution). Um nur die bekanntesten zu nennen.

P. Hazard, Le Crisis de la Conscience Européenne (1680/1715), Paris, 1935.

Oc, 3/29, trägt den Titel „De la stabilité au mouvement“, von der stabilen zur instabilen Situation.

Der Begriff „Metabletik“ (die Theorie der psychologischen Veränderungen) passt hier.

Hazard. -- „Was für ein Kontrast! Was für ein abrupter Übergang! Zwischen 1680 und 1715.

1. Hierarchie, Disziplin, Ordnung (deren Aufrechterhaltung die Obrigkeit selbst in die Hand nahm), Dogmen, die das Leben fest bestimmten. Das waren die Prioritäten der Denker des 17. Jahrhunderts. – Die Mehrheit der französischen Bevölkerung dachte wie Bossuet (1627–1704; Bischof von Meaux, bekannt für sein bedeutendes historisch-theologisches Werk „*Discours sur l’histoire universelle*“ (1681)).

2.-- Zwang, Autorität, Dogmen: Das ist es, was die unmittelbar darauf folgenden Denker des 18. Jahrhunderts von sich geben.

Plötzlich denkt Frankreich wie *Voltaire* (1694/1778), bekannt für *Candide ou l’optimism* (1759; eine Verspottung des Optimismus von Leibniz), *Essai sur les mœurs et l’esprit des Nations* (1760; der Antipode von Bossuet).“

„Mit anderen Worten – laut Hazard – eine Revolution.“

EHF66

Die religiöse Revolution.

Gefahr. – Die Menschen des 17. Jahrhunderts sind etablierte „Christen“: Sie priorisieren eine auf der Gottheit gegründete Rechtsordnung; sie fühlen sich in einer Gesellschaft sicher, in der die Klassen ungleiche Rechte haben.

–

Die Denker des 18. Jahrhunderts stehen im Gegensatz zum etablierten Christentum: Für sie ist die „rein menschliche“ Natur die „Grundlage“ jeder Rechtsordnung. Sie träumen nur von einem: „égalité“ (Gleichberechtigung).

Anmerkung: Man beachte, was in Frankreich innerhalb weniger Jahrzehnte geschah und sich nun in ganz Europa – und heutzutage auf dem ganzen Planeten – ausbreitet: eine Revolution der Fundamente.

In unseren kirchlichen Kreisen herrscht die Klage vor, wir wüssten nicht mehr, welche religiöse Lehre wir unseren Kindern vermitteln sollen. Warum? Weil Ende des 17. Jahrhunderts eine subversive, freizügige, libertär-

atheistisch-materialistische Revolution in den Köpfen einer neuen kulturellen Avantgarde Fuß fasste.

Das reiche, in sich geschlossene römisch-katholische Leben der klerikalen Kirchen (Protestanten profitieren noch immer vom römischen Erbe) hielt diese Revolution bei Kindern bis nach dem Zweiten Weltkrieg (1939/1945) zurück. Doch die Medien, in den Händen einer – oft libertär-atheistisch-materialistischen – Avantgarde, haben die „verschlossene Säule“ (gemeint ist: das Zentrum des Lebens) der Kirchen – einschließlich der orthodoxen im Osten – mit allen damit verbundenen erzieherischen Konsequenzen aufgebrochen. Wir Gläubigen sind seither „modernisiert“ worden.

Erläuterung.

Als Erklärung kann *H. Barth, Revolution und Tradition (Ein Versuch zur Selbstverständigung der Philosophie)*, in: *Saeculum (Jahrbuch für Universalgeschichte (München))* 14 (1963): 1/10, dienen.

Obwohl der Artikel sich auf die Französische Revolution (ab 1798) konzentriert, verfolgt er einen umfassenden Ansatz.

a.-- Gedankensprünge finden zwischen der Renaissance (Francesco Petrarca (1304/1374; Humanist) und, nach ihm, in seinen humanistischen Fußstapfen) einerseits und 1769 (dem Beginn der Französischen Revolution) andererseits statt.

So: Der Erzbischof von Cambrai, *François de Salignac de la Mothe-Fénelon* (1651/1715; bekannt für seine * *Aventures de Télémaque* * (1699)), formulierte in seinem * *Télémaque* * eine gnadenlose Kritik an den sozialen Missständen innerhalb des damals bereits im Niedergang befindlichen Ancien Régime (heilige Monarchie). Aus „moderner“ christlicher Sicht.

EHF67

In seiner politischen Philosophie räumt Fénelon weder der königlichen Monarchie noch den „wilden Massen“ den Vorrang ein, sondern dem souveränen Volk.

Zum Beispiel befürwortet *JJ Rousseau* (1712/1778, *Le contrat social ou raison de droit politique* (1762); -- *Emile ou sur l'éducation* (1762)) drei Revolutionen:

a. *Ein Erzieher* (Emile), der versucht, Autorität, Ordnung und Tradition auszuklammern, um „eine Rückkehr zur (rein menschlichen) Natur“ zu predigen;

b. *Ein politischer Vertrag*, der versucht, Autorität, Ordnung und das traditionelle Fürstentum auf wackelige Grundlagen zu stellen;

c. *Eine religiöse Religion*, die sich von der „positiven“ (gemeint ist: biblische Religion, die auf Offenbarungen basiert) zur „natürlichen“ Religion wendet, in der Variante des Rousseauismus: vorbiblische primitivistische Religion.

Rousseau . – „Ihr verlasst euch auf die bestehende Ordnung, ohne zu bedenken, dass diese Ordnung unausweichlichen Umwälzungen unterliegt (...). Der Mächtige des Reiches wird zum ‚Kleinen‘. Der Reiche wird zum Armen. Der absolute Herrscher wird zum ‚Untertanen‘. (...). Wir nähern uns dem Krisenzustand – dem ‚état de crise‘ – und dem Jahrhundert der Revolutionen.“ (Émile)

Anmerkung: Was Fénelon im nachchristlichen Geist vertritt, vertritt Rousseau im postmodernen. Denn Rousseau ist durch und durch modern, aber in einer Weise, in der sich das Moderne in seinem Werk selbst postmodernisiert. In Fénelon spricht der vormoderne Mensch, der das etablierte Christentum durchschaut und modernisiert, welches im Verhältnis zum Evangelium zur Lüge geworden ist.

b.-- Immer Barth.

Nach der Französischen Revolution. – So schrieb *Alexis de Tocqueville* (1805/1859; *L'ancien régime et la révolution* (1856)) im Jahr 1850: „In diesem Moment ist es klar: Die ‚Flut‘ steigt. Wir werden das Ende dieser beispiellosen Revolution nicht erleben.“

So spricht *Maurice Joly* in einem Werk mit dem kuriosen Titel „*Gespräch in der Unterwelt zwischen Machiavelli* (1469/1527; *Il Principe* (Der Fürst); humanistischer politischer Denker) und *Montesquieu* (1689/1755); *L'esprit des lois* (1748); aufgeklärt-rationalistischer politischer Denker“, erschienen 1854, von der „unendlichen Ära der Revolutionen“. *Jakob Burckhardt* (1818/1897; *Die Kultur der Renaissance in Italien*) drückt es folgendermaßen aus: „die ewige Revision“. Er bezeichnet das vorherrschende Gefühl seiner Zeit als „das Gefühl des Provisorischen“.

So schrieb *Constantin Frantz* , ein Gegner Bismarcks und Verfechter des deutschen und europäischen Föderalismus, in seiner *Naturlehre des Staates* (1870): „Das Provisorische ist das allgemeine Kennzeichen der gegenwärtigen Situation.“

H. Barth über die moderne Philosophie (68/77)

Barth sieht sich veranlasst, auf zwei Denker von großem Format hinzuweisen, die das revolutionäre Wesen der Moderne nicht nur politisch, sondern vor allem philosophisch artikulieren.

a.-- Immanuel Kant (1724/1804: Höhepunkt und Krise der modernen Philosophie), der große „Aufklärer“ (aufgeklärter rationalistischer Geist), hatte zwei Schaffensperioden:

a/ eine vorkritische, „dogmatische“ und

b) eine „kritische“. Die Kritik, das Hauptmerkmal seines Denkens, begann 1781 mit seiner * *Kritik der reinen Vernunft* *. Kant ist durch und durch Rationalist. Und doch: Gerade mit diesem beharrlichen Rationalismus bricht er mit der Tradition und bereitet so den Boden für die zweite moderne Philosophie.

Barth. (77) -- Kant sieht zwei Mächte, die die Kultur beherrschen (HF 11):

a) Dogmatismus, basierend auf traditioneller Metaphysik (HF 21; 22 (Selbstüberschätzung der Metaphysiker)). Dieser lehnt die Untersuchung von Grundlagen ab oder umgeht sie, wie sie aufgeklärte Geister, reine oder empirische Rationalisten (HF 59 (Bacon)) oder, noch mehr, experimentelle Rationalisten verstehen. Sie wurzeln in einer Tradition, deren Grundlagen sie als Lemmata, als Hypothesen, akzeptieren, die sie durch induktives Schließen zu „wahr machen“ suchen.

b) „ *die kritische Vernunft* “ – die kritische Vernunft, die die Tiefe der Krise der Traditionen, religiöser, moralischer, politischer usw. Art, erfasst und versucht, sie zu erklären oder zu bannen. Denn mit Kant beginnt der deutsche Idealismus, der in einem Hegel und einem Schelling gipfeln wird, die auf ihre romantische (Schelling) bzw. romantisierende (Hegel) Weise versuchen, eine neue, „moderne“ Metaphysik zu begründen.

b. -- G.F.R.W. Hegel (1770/1831; deutscher oder „absoluter“ Idealist), der eine analoge Dualität bei Hegel entdeckt.

a) Das Positive (verstehen: die Tradition, die dogmatisch (= mit voller Überzeugung) an erste Stelle gesetzt wird). Im Hegelschen Sprachgebrauch als „positiv“ bezeichnet,

EHF69

1. Alles, was tatsächlich existiert, alles, was etabliert und traditionell verwurzelt ist,

2. Insofern es Unvergänglichkeit, Heiligkeit (Unverletzlichkeit, Tabucharakter) beansprucht und somit Gegenstand tiefer Verehrung und Hingabe ist, soll es dies verfolgen – wenn nötig auch mit Gewalt.

Hier wird eine grundlegende Untersuchung – wohlgemerkt: eine grundlegende Kritik – behindert.

Übrigens : Das bekannte Schema „Identität (was man ist)/ Selbstbehauptung (Feststehen)/ Negation (gegen das, was diese Identität in Frage stellt)“ kommt hier in Hegels Charakterisierung des dogmatisch-traditionellen Denkens deutlich zum Ausdruck.

Dieses dreiteilige Schema lässt sich wie folgt zusammenfassen: „Ich bin, wer ich bin/ Ich bleibe dabei/, allen Widrigkeiten zum Trotz“.

Übrigens: Die alte magisch-mantische Welt beweist dies bereits vehement – sich selbst in guten wie in schlechten Zeiten treu zu bleiben!

Man beachte: Hegel repräsentiert eine zweite Moderne: Er bezeichnet nicht nur die archaischen Voraussetzungen oder das Antike oder Mittelalterliche (d. h. das Vormoderne) als „positiv“ (verstehen Sie: etabliert), sondern auch die (ersten) modernen Axiome – in erster Linie gemeint in seiner Eristik –, wie sie die „Philosophen“ des 18. Jahrhunderts in Frankreich darstellten (man denke an die französischen Materialisten).

Mit anderen Worten:

a. all das wird im weiten Hegelschen Sinne als Vorurteile, Aberglaube aller Art, philosophischer Dogmatismus bezeichnet (wobei ihm der spätere, kritische Kant natürlich bereits vorausgegangen war).

b. das Negative (verstehen: alles, was die Traditionen (einschließlich der ersten Moderne) in einer noch gründlicheren Weise durcheinanderbringt, als es die ersten modernen Denker getan hatten).

„Philosophie als Kritik“ unterwirft – nach Barth – alles „Positive“ (Etablierte, Vorbestehende) einer kritischen Wertung (einer „Bewertung“, wie man in letzter Zeit gelernt hat).

In diesem Kontext spielt „alles Vernünftige“ (d. h. alles, was sich mit der deutsch-idealistischen Vernunft einigermaßen rechtfertigen lässt) die entscheidende Rolle. Wir haben dies bereits in EHF 60 (Alles, was „real“ ist, ist vernünftig) erörtert. Was wir damals, in Anlehnung an Engels, der dies sehr treffend interpretierte, sagten, wird hier von Barth in einen kulturhistorischen Rahmen eingebettet.

EHF70

Hegel mag zwar als „Gelehrter“ abgetan worden sein, aber laut Barth war er ein sehr praktischer Denker – zum Beispiel integrierte er die Ökonomie sehr nachdrücklich in den zweiten Typus der modernen Philosophie und ebnete damit den Weg für den Marxismus – Ethik und Politik (= jene Dualität, die die alten Griechen bereits als Gipfel und Vollendung aller Philosophie, die diesen Namen verdiente, ansahen und die heute, etwa seit den 1950er Jahren, auf die berühmten Humanwissenschaften reduziert wurde) – Ethik und Politik waren daher für den sehr praktischen Hegel die Krönung seiner „spekulativen“ Philosophie.

Tatsächlich bedeutete die Theorie – das Nachdenken über Erfahrungsdaten – für die alten Paläopythagoreer und Platoniker keine Abkehr von der Welt und dem Leben, so bedeutete auch die Spekulation für Hegel nichts anderes. Für ihn hieß Spekulieren, tiefer in die Daten einzudringen, als es üblicherweise geschieht.

Neue Dialektik.

Die alte Dialektik war

a) Diskussionsfähigkeit, gegebenenfalls bis hin zum stillen platonischen Dialog,

b) Das Sein als alles zu betrachten, was war, ist und sein wird. Das bedeutet, dass man das Unvergängliche und Beständige kennt und schätzt, aber inmitten der Unordnung und der Entwicklungen oder Revolutionen der Menschheit, wie sie tatsächlich ist, das Instabile, Veränderliche und Revolutionäre in den Mittelpunkt stellt.

Nicht bloß wie Descartes oder die französischen sozialistischen Materialisten des 18. Jahrhunderts, sondern viel fundamentaler. Das Denken selbst als Akt, die als Tätigkeit, wird „dialektisch“. Das heißt:

a) Das lebendige (ehemalige/gegenwärtige/zukünftige) Ganze der totalen oder transzendentalen Wirklichkeit ist der einzige Gegenstand des Denkens;

b/ allen durch induktive Stichproben erfassbaren Daten einen Platz und eine Bedeutung in diesem lebendigen, werdenden, sich entwickelnden (vom Niederen zum Höheren), revolutionären Ganzen zuweisen.

Nur das ist die zweite Moderne, die die erste, vor allem cartesianische Moderne, die von Kant kritisch analysiert wurde, vollständig wiederherstellt.

Lesen Sie EHF 61 (Revolutionäre Theorie) jetzt noch einmal, und Sie werden die Essenz der neuen Dialektik, wie Hegel sie schließlich so brillant geschaffen hat, leicht und schnell erfassen.

Anmerkung – Wer ein bemerkenswert leicht verständliches Buch zum Begriff „Dialektik“ lesen möchte, dem sei *P. Foulquié, *La dialectique**, Paris, 1948, empfohlen. Das Werk behandelt die traditionelle Dialektik sowie, oc, 41/122, ** la dialectique nouvelle**, die teils philosophisch (etwa mit Hegel und Marx) und teils wissenschaftlich (etwa mit Bachelard oder Gonseth) ist – letzteres, um sich von einigen einseitigen Axiomen Hegels oder Marx' zu distanzieren und rein wissenschaftlich vorgehen zu können.

EHF71

Der unmittelbare Anstoß zur Verwissenschaftlichung der deutsch-idealistischen (hegelianischen) bzw. marxistischen Dialektik war:

1. der Wille, inmitten des gegenwärtigen philosophischen Chaos zumindest einen Rest der Metaphysik, d. h. eine Gesamtsicht auf die gesamte Wirklichkeit, zu bewahren; damit das, was der Spezialist als sein eigenes Gebiet als „Spezialist“ studiert, einen Platz und eine Bedeutung innerhalb des lebendigen Ganzen der fließenden Wirklichkeit erlangen kann.

2. Ferner: die wesentlichen Merkmale und ausschließlich die wesentlichen Merkmale jedes Klangs zu bewahren, unvoreingenommene Dialektik im gegenwärtigen Sinne.

Die Hauptmerkmale.

a. Dialektisch betrachtet ist akademische Arbeit auch ein Dialog – für und mit der Forschungsgemeinschaft und innerhalb ihres Rahmens.

b. Dialektisch betrachtet ist die spezialisierte Wissenschaft auch eine Frage der Paarung von Gegensätzen (Systemik), weil alles mit allem komplementär ist (das Grundgesetz des antiken Stoizismus);

c. Dialektisch betrachtet ist alles, was eine spezialisierte Wissenschaft ist, ein organisches Ganzes (Organismus).

Dies zeigt sich in der Anwendung eines Ausspruchs von J.Fr. Herbart (1776/1814): „Jeder sollte alle Fächer schätzen. Jeder sollte in genau einem Fach ein Virtuose, eine herausragende Persönlichkeit sein.“

Man könnte dies heutzutage angesichts der enormen Vielfalt spezialisierter Wissenschaften als naiv empfinden: doch jeder wahre Wissenschaftler ist bestrebt, die Meinungen der anderen Spezialisten so weit wie möglich zu hören, um zu einem vollständigen Bild zu gelangen (ein Überbleibsel der Metaphysik).

d. Dialektisch betrachtet weist akademische wissenschaftliche Arbeit auch einen historischen Charakter auf („Historizität“).

Auch die Axiome, die Grundlagen, müssen einer ständigen Überarbeitung unterzogen werden.

Die Konzepte, das axiomatische Rahmenwerk, in dem der Wissenschaftler alles verortet, bedürfen ständiger Revision, einer „Dialektisierung“.

Man schaue sich nur an, was die Hegelsche (und marxistische) „zweite Moderne“ in der akademischen Forschung in vielen Fällen geworden ist.

EHF72

Hegels sogenannte „Deduktion“

Bibliothek Straße: *GA van den Bergh van Eysenga. Hegel* , Den Haag, Kruseman, sd

In Oc, 67, erläutert der Autor, worum es sich dabei handelt: „Hegelsche Dialektik“ – Hegel wird weiterhin dafür kritisiert, dass er „alle Dinge“ (typisch für die klassische Metaphysik) aus apriorischen Axiomen, d. h. aus –

wohlgemerkt: seinem – Denken, „ableitete“. Dies geschah, um die Notwendigkeit „aller Dinge“ zu beweisen.

Zunächst einmal merkt man schon, dass man dabei seinen „Aphorismus“ „Alles, was Wirklichkeit ist, ist notwendigerweise“ nicht so interpretiert hat wie er.

Ein gewisser Herr Krug forderte ihn in diesem Sinne zu einer einzigen Anwendung heraus, nämlich: „Hegel möge die Existenz jedes Hundes und jeder Katze aus dem ‚Begriff‘ (für Hegel ist das ‚alles, was war, ist, sein wird‘) ableiten oder ‚deduzieren‘.“

Hegel antwortete darauf im Jahr 1802 mit einer Abhandlung „Wie die gewöhnliche menschliche Vernunft die Philosophie begreift, -- erläutert auf der Grundlage der Werke Krugs“.

Was bedeutet „etwas ableiten“ im Hegelschen Sprachgebrauch? Es bedeutet, dass etwas – man nehme zum Beispiel Katzen und Hunde – außerhalb eines umfassenderen – dialektischen – Kontextes nicht existieren und nicht gedacht (verständlich gemacht) werden kann.

Anders ausgedrückt: Etwas ist als „Moment“ (d. h. als lebendiges, veränderliches Element) innerhalb eines größeren Ganzen unverzichtbar. Und: Etwas ist für sich genommen unbegreiflich, ohne es als Moment innerhalb des (Konzepts des) lebendigen Ganzen zu sehen und zu denken.

Etwas ganz anderes – im Stil des ersten modernen Rationalismus, der nicht in Begriffen der lebendigen Totalität der Dinge denkt – ist der „Beweis der Existenz“ – ausgehend von (dem Konzept der) lebendigen Totalität, die alles umfasst, was war, ist und sein wird, kann man in der Tat Bedeutung und Ort angeben und verstehen.

Die tatsächliche Existenz lässt sich aus nichts ableiten: Existenz ist schließlich eine (induktive) Gegebenheit. Dafür bedarf es keines (deduktiven) Beweises!

Der erste moderne Rationalismus (von Descartes bis Wolff und sogar dem Kant seiner vorkritischen Periode) zerreißt jede einzelne Tatsache (die durch Induktion erfasst wird) und die „Vernünftigkeit“ (im Hegelschen Sinne, nämlich das Verständnis jedes Einzelnen als gegeben in der Totalität, in der es angetroffen wird – als Moment – und nicht abgeleitet).

Zu den großen Verdiensten von *Th. Häring, *Hegel* (* Sein Wollen und sein Werk *)*, Berlin, 1929, gehört, dass er den roten Faden gefunden hat, der Hegels Jugend mit seinem reifen Werk verbindet.

Von Anfang an wandte sich Hegel gegen die Abstraktion und die Zerstörung des lebendigen Widerstands. Nach und nach begann er, seine konkrete Perspektive auf das Denken selbst anzuwenden.

Von nun an wird er nicht nur die Widersprüche des Seins, sondern auch jene der Begriffe sehen, die zu einer höheren lebendigen Einheit „erhoben“ werden.“ (Häring, oc, 668f.). – So van den Bergh van Eysenga, oc, 68v.

In einer Abhandlung zeigt Hegel anhand der Kosmologie seiner Zeit, dass beispielsweise das Sonnensystem ein „dialektisch lebendiges Ganzes“ mit einer eigenen Wesensart ist: Kein Himmelskörper kann daher „für sich“ betrachtet werden (wie es der frühe europäische Rationalismus tat). Nein, jeder Planet beispielsweise erhält erst dann seinen Platz und seine Bedeutung, wenn er sich innerhalb des ihn umgebenden Sonnensystems befindet.

Das, und nur das, ist die „Hegelsche Deduktion“ beispielsweise für jeden Planeten. Auf diese Weise will Hegel die Vernunft, im Sinne des zweiten, des deutsch-idealistischen Rationalismus, auf jedem Planeten des Sonnensystems identifizieren.

Es ist klar, dass seine Deduktion zunächst als Lemma bei der induktiven Erforschung der positiven Fakten fungiert, um anschließend in einer – stets vorläufigen – Synthese (dem endgültigen Bild der positiven Daten) sinnvoll zu werden.

Wir sagen ja „immer vorläufig“, denn wenn es je jemanden gab, der sich der vorläufigen Natur unserer positiven (bestimmten, induktiven) Erkenntnisse bewusst war, dann war es Hegel, der das Vorläufige in die Vernunft selbst einbaute. Genau deshalb wurde sich die Vernunft ihres historischen Charakters (ihrer Geschichtlichkeit) dialektisch bewusst!

Im Übrigen : Genau diesen provisorischen Aspekt wandten Marx und Engels auf die soziale Frage an, nämlich in Form des dialektischen Materialismus (der sich vom ersten nicht-dialektischen Materialismus, etwa

im Frankreich des 18. Jahrhunderts, grundlegend unterschied, da er Hegels deutschen Idealismus in den rigiden Materialismus einföhrte).

Hegelscher „Rationalismus“.

„Alle Wissenschaften setzen zumindest implizit voraus, dass die ‚Vernunft‘ (das ‚Denken‘, der ‚Gedanke‘) in positiven Tatsachen verborgen ist und dass unsere bescheidene menschliche Vernunft wie der bescheidene Schlüssel darauf passt“ (Van den Bergh Eysenga, oc, 77).

EHF74

Diese „Vernunft“ findet sich in den Daten der Erfahrung spezialisierter Wissenschaftler, und unsere – arme, individuelle – Vernunft bringt durch ihre wissenschaftliche Arbeit (insbesondere, denn schon vorwissenschaftliches Wissen ist unsere Vernunft) jene „objektive“ „Vernunft“ (gemeint ist: Sinnlichkeit), die in den Dingen selbst vorhanden ist, zum subjektiven Bewusstsein – davon ist alles, was wissenschaftlich denkt, überzeugt, auch wenn dies in keiner Weise bewiesen werden kann.

Anmerkung – Was van den Bergh van Eysenga, oc, 78, hier als überzeugter und erfahrener Hegelianer ausföhrt, zeigt, dass die Priorisierung der objektiven „Vernunft“ oder Sinnlichkeit, der Verständlichkeit, die in den Daten selbst vorhanden ist, ein Lemma ist, das ohne Beweis postuliert wird, aber als Licht wirkt, das unsere moderne wissenschaftliche Arbeit erhellt.

Anmerkung: Das ist immer noch ein Ableger der uralten Idee der „Lichtmetaphysik“.

Dass diese Lichtmetaphysik bei Hegel etwas „pantheistisch“ anmutet, liegt daran, dass Hegel grundsätzlich keine existierende Religion akzeptiert, sondern unsere bescheidene, „subjektive“ Vernunft als einen Moment innerhalb der „objektiven“, allgegenwärtigen Vernunft in den Dingen betrachtet.

Unser Denken, das subjektive Denken, und das Denken in den Dingen, das objektive Denken, sind zwei Seiten ein und desselben. So stellt der Autor (S. 78) fest. Er erklärt dies so: „Nur wenn Gedanken in der Natur verkörpert sind (*Anmerkung:* Dinge, bevor sie von uns Menschen in unserer kulturellen Arbeit bearbeitet werden), können menschliche Gedanken diese Natur gemäß der ‚Wahrheit‘ repräsentieren.“

Philosophie ist Bewusstsein.

Van den Bergh van Eysenga, ebenda, formuliert nun eines der Hauptmerkmale des nachhegelianischen modernen Denkens – bis hin zum Existenzialismus –: „Was zunächst seltsam erscheinen mag – nämlich, dass unser Denken zum Wesen der Dinge vordringt – wird selbstverständlich, sobald wir erkennen, dass auch wir zur ‚Realität‘ gehören. Denn diese Realität gelangt in uns zum Bewusstsein und zur Selbsterkenntnis.“

Mit anderen Worten: Das Philosophieren ist der Höhepunkt des gesamten Erwachensprozesses, der sich im Kosmos in der Evolution und vor allem in der Menschheit in der Evolution verwirklicht.

Das ist die berühmte „Identität“ des Denkens (Bewusstseins) und des Seins, wie Hegel sie konzipiert.

EHF75

Philosophie ohne einen „absoluten Anfang“.

Van den Bergh van Eysenga, oc, 81V., sagt unter Bezugnahme auf einen Brief von Hegel an Sinclair (1811): „Wo sollen wir jetzt anfangen?“

1. Kant hatte bereits erklärt, dass Philosophieren nicht von etwas „Festem“ ausgehen könne, sondern dass „das Wahre und Richtige“ erst am Ende käme.

2. Auch Hegel wollte nichts mit einem „obersten Prinzip“ zu tun haben, von dem alles andere abgeleitet werden könnte.

In einem Brief an Sinclair aus dem Jahr 1811 schreibt er über den Beginn des Philosophierens: „Insbesondere Nicht-Philosophen fordern in törichter Weise ‚ein Prinzip, das etwas Absolutes ist‘, gegen das sie nicht sofort anbellern können. – ‚eine unumstößliche erste Realität, (...)‘.

Der „Anfang“ ist, gerade weil er ein Anfang ist, unvollkommen. Die gesamte Philosophie selbst ist nichts anderes als ein einziger Kampf, eine Widerlegung und eine „Zerstörung“ des „Anfangs“. (...).

Wer also schon von Anfang an die Idee der Philosophie selbst, des „Absoluten“ und unseres Herrn mit seiner ganzen Herrlichkeit besitzt, hat jedenfalls wenig Verständnis für das Philosophieren.

Soviel zu Hegel bezüglich des traditionellen metaphysischen Denkens, das glaubt, es könne oder müsse mit „dem Herrn und seiner ganzen Herrlichkeit“ zu philosophieren beginnen!

Aus dialektisch-hegelianischer Perspektive: Wenn überhaupt von einem „alten Herrn mit seiner Herrlichkeit“ die Rede sein kann, dann erst am Ende der (kosmischen und insbesondere) menschlichen (kulturellen) Geschichte! So entsteht mit dem absoluten Werden all dessen, was war, ist und sein wird, die „Göttlichkeit“ im beschränkten Hegelschen Sinne.

Anmerkung: Dass einige von Hegels Schülern, nämlich der linke Flügel, daraus einen neuen, dialektischen Atheismus ableiten, ist nur allzu normal!

Von „Panthismus“ im Zusammenhang mit Hegel zu sprechen, ist jedoch Unsinn. Wenn es überhaupt eine „Gottheit“ gibt, dann fällt sie mit der „Geschichte“ zusammen.

Anmerkung – Der Hintergrund ist harmonisch.

E. W. Beth, **De wijsbegeerte der wiskunde van Parmenides tot Bolzano**, Antwerpen/Nijmegen, 1944, 103, gibt an, dass Descartes eine **mathesis universalis** von Ramon Lull (1235/1315; *ars generalis*) übernahm: Lull beschreibt sie als ein System erster grundlegender Begriffe und Theoreme, aus denen dank der Kombinatorik – ja, mechanischer Operationen (man denke an einen Supercomputer) – alle einzelnen Wissenschaften „ableitbar“ wären; Descartes als eine verallgemeinerte mathematische „Analysis“ (Viète) und Algebra.

EHF76

In „O,c., 123v“ schreibt Beth über Leibniz, dass dieser die Idee einer *Mathesis universalis* von Descartes und Lull übernommen habe. Laut Beth wollten Leibniz und seine Anhänger (Boole) jedoch mithilfe mathematischer, algebraischer Symbole (z. B. der Booleschen algebraischen „Logik“) konstruieren.

O,c” 141, sagt Beth: „Die Idee der *Mathesis universalis*, die von Kant heftig bekämpft wurde, wurde von Fichte, Schelling und Hegel – den drei großen deutschen Idealisten – wieder aufgegriffen.

Die Ablehnung des mathematischen (*Anmerkung:* algebraischen) Paradigmas hat sie jedoch dazu veranlasst, eine Argumentationslinie zu

verwenden, die für einen Leser, der mit „exakten“ Beweismethoden vertraut ist, niemals zufriedenstellend sein kann!

Anmerkung - 1. Beth spricht hier als Vertreterin der ersten Rationalität, die beispielsweise eine erstklassige Methode in der Logistik bewundert.

2. Wenn Hegel insbesondere den algebraischen Schreibstil ablehnt, so liegt das daran, dass sein sehr scharfer Verstand die mangelhafte Ausarbeitung der „Mathesis“ zu jener Zeit erkannte.

Wer sich an unsere vorherigen Ausführungen zu seiner Denkweise erinnert, wird erkennen, dass man damals zugeben musste, dass Hegel Recht hatte.

All dies beweist zum x-ten Mal, dass der antike Stoizismus (HF 27) eine lange Geschichte hat – die „Metaphysik“ als Füllung des (nach Aristoteles) allumfassenden, „leeren“ Seinsbegriffs folgt notwendigerweise einer Form der Ordnung (positiver) Daten zu einer umfassenden (transzendentalen) „Synthese“ (totalen Einsicht).

Anmerkung – „Der folgende Text von Karl Wilhelm Friedrich von Schlegel (1772/1828) – bekannt für seine *Philosophie des Lebens* (ein grundlegendes Werk der deutschen Romantik) – enthält Wahrheit :

„Angenommen, diese Revolutionen (*Anmerkung:* die protestantische Reformation der katholischen Kirche; die politischen Revolutionen) sind nicht bloß Zerstörungen, die von der „Natur“ herbeigeführt werden, sondern dass die Vorsehung – vielleicht nie zuvor so deutlich für das menschliche Auge – auf irdische Verhältnisse eingegriffen hat, dann kann man immer noch hoffen, dass sie lediglich Vorbereitungen für eine Wiederherstellung der Ordnung auf einer höheren Ebene sind.“ (*P.-L. Landsberg, Die Welt des Mittelalters und wir* , Bonn, 1925, 116).

Das ist das althergebrachte katholische Schema: **a.** annehmen, **b.** reinigen, **c.** auf einer höheren Ebene neu erschaffen.

EHF77

Anmerkung – Lesen wir EHF 08 (Moderne französische Philosophen) noch einmal kurz durch – dort sehen wir bereits die Demontage der Moderne, die auf wackeligen Füßen steht! Bekommt man nicht den Eindruck, dass das, was sich „Postmoderne“ oder „Postmodernismus“ nennt, in Wirklichkeit nur

eine Fortsetzung der Moderne ist? Die dort genannten Autoren sind Hermeneuten, Interpreten. Doch ihre Hermeneutik bzw. ihre Interpretationsweise ist die Demontage.

Lesen Sie EHF 68 (Kants „Dogmatismus/Kritik“) und 68ff. (Hegels „Positiv“, „Negativ“ (Annullierung)) erneut.

Die Autoren, die dekonstruieren, verorten sich klar innerhalb des Textes, durch den sie den zu demontierenden Denker „an den Schwachstellen“ treffen wollen (was die eristische oder Demontagemethode ausmacht).

Werfen die Kläger nicht immer wieder denen, die sie angreifen, vor, „dogmatisch“ oder „positiv“ zu sein? Ist ihre Position nicht immer wieder „kritisch“ oder „negativ“ („destruktiv“)?

Das Gegensatzpaar ist analog! Das bedeutet, dass die Dekonstruktoren „in der großen modernen Tradition“ stehen.

Derrida, -- Oliver Taplin, *Les enfants d'Homère (L'héritage grec et l' occident)*, Paris, Laffont, 1990 (// *Greek Fire* (1989)), 201. erzählt, was folgt.

Während einer Konferenz in Los Angeles im Jahr 1987 untersuchte Derrida seine eigenen Ideen aus einer autobiografischen Perspektive. Er stellte Folgendes fest:

Als algerischer Jude, der in Frankreich aufgewachsen war, fühlte er sich wie „ein Verbannter im eigenen Land“. Folglich war er bestrebt, „einen Raum zu schaffen, der von den drei großen Traditionen befreit“, die er als seinem intellektuellen Leben fremd bezeichnete: das antike griechische Denken, das Christentum und den deutschen Idealismus. – Soweit Taplins Aussage.

1. Wir werden jetzt nicht die Freudsche Rationalisierungstheorie verwenden – oder missbrauchen –, um Derridas Philosophieren auf einen Akt der Rache gegen seine eigene, ganz individuelle Entfremdung von der „großen Tradition des Westens“ zu reduzieren.

2. Was jedoch deutlich wird, ist die Aufzählung der Traditionen, die er demontiert: a. die griechische Kultur, b. die christliche Kultur, c. die deutsch-idealistische Kultur. Vom „Westen“ ist tatsächlich nicht mehr viel übrig! Er räumt allerdings ein, dass er außerhalb dieses Westens keine Außenseiterposition einnehmen kann.

